

1 Allgemeine Einführung

1.1 Ausgangslage und Zielsetzungen der Studie

Seit Frühjahr 2010 werden seitens der Stadt Wien (MA 11) Studien in Auftrag gegeben, die die Geschichte der Fremdunterbringung von Kindern und Jugendlichen in Heimen untersuchten. Im Zuge dieser medial präsent diskutierten Thematik wandten sich auch ehemalige Pflegekinder der Gemeinde Wien an die Öffentlichkeit sowie an Opferschutzeinrichtungen, wie den „Weißen Ring“, der mit der Entschädigung und Betreuung von ehemals in Heimen oder Pflegefamilien untergebrachten Personen betraut ist. Eine ausführliche Studie zur Geschichte der Wiener Pflegekinder, die in Wien oder den Bundesländern untergebracht waren, war jedoch noch ausständig. Angesichts dieser Ausgangslage wurde das Kompetenzzentrum für Soziale Arbeit der FH-Campus Wien im Herbst 2012 mit der Durchführung einer solchen Studie beauftragt.

- **Das Ziel der Studie liegt in der Erfassung der alltags- und lebensweltlichen Erfahrungen ehemaliger Pflegekinder, zugleich ist es ein zentrales Anliegen, einst in Pflegefamilien untergebrachten Wiener Kindern, eine Stimme zu geben.**

Die Untersuchung unterscheidet sich somit insofern von den bisher durchgeführten Studien der Historikerkommission („Sieder Bericht“, Juli 2012) sowie der jüngst präsentierten Studie der Wilhelminenbergkommission, als sie nicht primär auf Fragen von psychischer und physischer Gewalt sowie sexuellen Missbrauchserfahrungen fokussiert. Zudem ist es nicht Auftrag konkrete Sachverhalte zu prüfen oder etwaige Täter auszuforschen.

Auf Grund der Tatsache, dass ein Großteil jener Personen, deren erinnerte und erzählte Erfahrungen die Basis der Untersuchung bilden, als InterviewpartnerInnen über Vermittlung des Weißen Ringes gewonnen wurden, war jedoch bereits zu Beginn der Studie zu erwarten, dass auch Missbrauchs-

und Gewalterfahrungen zu zentralen Schwerpunkten der Untersuchung werden würden.

War es zu Beginn der Studie das Anliegen, auch die lebens- und alltagsweltlichen Erfahrungen insbesondere ehemaliger Pflegekinder, die in Familien am Land untergebracht waren zu untersuchen, so gestaltete sich dies als vorerst nicht durchführbar: Zu wenige dauerhaft am Land untergebrachte Pflegekinder standen als InterviewpartnerInnen zur Verfügung und viele der ehemaligen Pflegekinder waren nur in sehr frühen Lebensjahren (als Säuglinge und Kleinkinder) auf ländlichen Pflegeplätzen untergebracht. An diesen biografischen Lebensabschnitt gibt es wenige oder nur vage formulierbare Erinnerungen. Der Frage, welche psychosozialen Entwicklungsmöglichkeiten aus frühkindlichen, nicht erinnerbaren Erfahrungen einer Unterbringung in einer Pflegefamilie sowie etwaigen Pflegestellenwechseln resultieren, kann daher im Rahmen dieser Studie nur bedingt Rechnung getragen werden.¹

Insgesamt ist anzumerken, dass das gesamte Interviewsample von 14 Personen auf Grund intensiver persönlicher Recherche und Kontaktnahme erst im Laufe des Frühjahres 2013 zu Verfügung stand. Die Durchführung von narrativen lebensgeschichtlichen Interviews mit ehemaligen Pflegekindern, die im Bezirk Jennersdorf/Burgenland untergebracht waren, war erst Anfang Juni, kurz vor der geplanten Beendigung der Studie, möglich. Seitens der Behörden der Bundesländer Steiermark und Burgenland erfuhren wir (nicht zuletzt auf Grund unklarer Aktenlage sowie auch personeller Überlastung) keine ausreichende Unterstützung. Angesichts dieser Voraussetzungen sahen wir uns mit einer insgesamt zu kurz bemessenen Laufzeit des Projektes konfrontiert, was die Durchführung der Studie wesentlich erschwerte.

Anzumerken ist, dass ein Teil der von uns kontaktierten Personen, seien es ehemalige Pflegekinder oder ehemalige Expertinnen der Jugendwohlfahrt nicht bereit waren, ein Interview zu geben. Aus diesem Grund sei besonders hervorgehoben, dass es uns nur in geringem Ausmaß möglich gewesen ist, auch mögliche positive Erfahrungen des Aufwachsens in einer Pflegefamilie zu erfassen. Dieses Schweigen mag aus dem Wunsch die Familie bzw. Pflegefamilie zu schützen, aus existenten familiären Tabus sowie – in Vorwegnahme als eines

¹ Der Aufenthalt im Zentralkinderheim oder KÜST stellte mehrheitlich die erste Erfahrung einer Fremdunterbringung dar. Da es an diesen Heimaufenthalt auf Grund des damals mitunter geringen Alters der InterviewpartnerInnen keine Erinnerungen gibt, haben sie häufig erst durch Einsichtnahme in ihren Kinderakt davon erfahren.

unserer Ergebnisse – aus der nach wie vor gültigen Scham, Pflegekind gewesen zu sein, resultieren.

An dieser Stelle sei unseren InterviewpartnerInnen für ihre Bereitschaft zu einem Gespräch, ihr Vertrauen und ihre Offenheit, besonderer Dank ausgesprochen. Die Offenbarung und neuerliche Auseinandersetzung mit ihren biografischen Erfahrungen als ehemalige Pflegekinder stellte für alle InterviewpartnerInnen eine offensichtlich mehr oder weniger große psychische Belastung dar.

1.2 Methodischer Zugang der Studie

Um dem Forschungsgegenstand gerecht zu werden, wurde als allgemeine Forschungsmethodik ein qualitativer Zugang gewählt. Dieser erhöhte die Möglichkeit der Generierung möglichst vielschichtiger und valider Ergebnisse und konnte das Forschungsinteresse sehr gut abbilden. Das Interesse der Untersuchung, Erinnerungen und Erfahrungen zu rekonstruieren und dahinter liegende individuelle Handlungs-, Deutungslogiken als auch Bedeutungszuschreiben aufzuspüren, die der jeweiligen biografischen Erfahrung zugrunde liegen, begründet zusätzlich die Auswahl einer qualitativen Forschungsmethode²:

Ausgehend davon wurden als entsprechende Erhebungsinstrumente narrative-biografische Interviews mit 9 Frauen und 5 Männern durchgeführt. Bei den interviewten Personen handelte es sich um Personen, die in den 1950er bis 1970er in einer Pflegefamilie in Wien oder in einer Pflegefamilie in ländlichen Randgebieten Österreichs untergebracht waren.

Die Durchführung dieses speziellen Interviews³ ist dazu geeignet, Subjekten eine Stimme zu verleihen und gleichzeitig Einblicknahmen in biografische Prozessverläufe zu nehmen. Gleichzeitig können darüber auch diverse Verarbeitungsmodi von Erfahrungen erschlossen werden. Sie basieren auf

² Strauss, Anselm L: Grundlagen qualitativer Sozialforschung, Stuttgart 1994.

³ Schütze, Fritz: Biografieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis, Heft 3/ 1983, S. 183-293, vgl. Riemann, Gerhard. Das Fremdwerden der eigenen Biografie. Narrative Interviews mit psychiatrischen Patienten. München 1987.

retrospektiv autobiografischen Erzählungen. Dies entspricht der Annahme, dass die InterviewpartnerInnen ExpertInnen ihrer eigenen Erfahrungen, Wahrnehmungen und Geschichte sind. Auf Grund des gewählten Forschungszieles, sowie auch auf Grund pragmatischer Erwägungen erscheint es sinnvoll, das narrative Interview mittels impliziten Leitfadens zu verknüpfen (teilstrukturiertes narratives Interview). Diese Strategie wurde deshalb verfolgt, da sich Leitfadeninterviews besonders gut für die Rekonstruktion von Lebenswelten der Befragten eignen und auf die offene Erzählform der ProbandInnen großen Wert legen.⁴

Stellen diese durchgeführten narrativen-biografischen Interviews mit ehemaligen Pflegekindern den Schwerpunkt der Analyse der Studie dar, bietet die zusätzliche Analyse von Kinderakten und nur zum Teil vorhandener Akten der Pflegeeltern, Einblicke in amtsinterne Logiken und Regeln. Anzumerken ist, dass die Aktenlage in den Bundesländern nicht dem Standard der Archivierung des Wiener Jugendamtes entspricht.

Um die erzielten Ergebnisse noch in den adäquaten Kontext setzen zu können, wurden drei leitfadengestützte ExpertInneninterviews mit ehemaligen in den Fürsorgebehörden beschäftigten Fürsorgerinnen/Sozialarbeiterinnen durchgeführt, die Aufschlüsse über die Praxis der Betreuung von Pflegefamilien ermöglichen.

Die Durchführung einer systemischen Betrachtungsweise des Pflegekinderwesens wäre durchaus aufschlussreich gewesen. Dazu wären auch die Perspektive von Eltern, Pflegeeltern, Geschwistern etc. miteinzubeziehen. Doch dies war weder unser Auftrag, noch im Rahmen dieses Projektes durchführbar.

Im Anschluss an die Durchführung wurden die Interviews transkribiert.

Die folgende Auswertung der Transkripte basiert neben einer inhaltlich-thematischen Analyse auf biografischen Auswertungsverfahren, die das Erleben von Erfahrungen, Wahrnehmungen und Deutungen analysiert.

⁴ vgl. Mayring, 2002

bereits ein weiteres Pflegekind aufgenommen. Bis zu seiner Außerstandnahme aus der Fürsorge 1983 bleibt er dort. Danach absolviert er das Bundesheer.²²

1.3.1 Wechsel und Übergänge

Wie aus den kurzen biografischen Verläufen der Fremdunterbringung ehemaliger Pflegekinder ersichtlich ist, haben alle InterviewpartnerInnen mehrmalige Pflegestellenwechsel, sei es in eine Pflegefamilie, sei es in ein Heim, erlebt. Anzumerken ist, dass je nach Alter der Überstellung in eine Pflegefamilie, eine vorübergehende Unterbringung im Zentralkinderheim oder der Kinderübernahmestelle voraussetzend war. Das Abklärungsverfahren über den weiteren Verbleib der Kinder basierte auf medizinischen sowie psychologischen Gutachten, die jedoch dem damaligen wissenschaftlichen Stand entsprechend, weniger die psychische Befindlichkeit der Kinder in den Blick nahmen als deren Ausmaß eines normiertem Entwicklungsstandes und beobachtbaren Verhaltens.

Frau Z., wurde 1975 im Zuge der Erkrankung ihrer Pflegemutter in eine andere Pflegefamilie überstellt. Ihr wurde die geplante neue Unterbringung vorerst nur als vorübergehender Besuch angekündigt:

„Das ist einfach so entschieden worden. Wir haben damit gerechnet, in zwei oder drei Wochen sind wir wieder zu Hause. Uns wurde gesagt, wir machen in Jennersdorf Urlaub, bis es der Mami wieder besser geht, sie muss ins Krankenhaus und wenn sie wieder heimkommt, dürfen wir auch wieder heim. Und dann sind die Wochen vergangen (...) dann wussten wir es. Die haben sich arrangiert.“²³

Fehlende Transparenz über Entscheidungen der Erwachsenen sowie fehlende Kenntnis der eigenen Biografie wirkten als besonders verunsichernd:

„Ja, das ist furchtbar, wenn man nicht weiß, warum man da ist und keiner sagt etwas.“²⁴

²² Vgl. Kinderakt Sch.

²³ Interview Z., S. 9, Z 34ff

²⁴ Interview Z., S. 13, Z 39

Angesichts fehlender Information und Erklärungen seitens der Erwachsenen sieht sich das Mädchen gezwungen, auf negative Schuldzuweisungen sich selbst gegenüber als Erklärungsmodell für die erfahrene Ablehnung zurückzugreifen:

„Das war damals so und sie konnte nicht anders. Nur als Kind eben denkst du ganz anders. Da habe ich mir selbst die Schuld gegeben: Warum? Was habe ich falsch gemacht? Ich habe ja nichts angestellt? Was habe ich gemacht, dass sie mich nicht mehr haben will?“²⁵

Für Frau W., die nach dem Tod ihrer Pflegeeltern kurzfristig in einer weiteren Pflegefamilie untergebracht war, stellte vor allem die fehlende Vorbereitung auf eine Heimüberstellung eine massive Bedrohung dar. Einerseits auf Grund von Verunsicherung und andererseits aus Angst vor dem in der Öffentlichkeit schlechten Ruf behafteten Heimkindern:

„Und eben plötzlich vor den Schulferien hat es geheißen: pack deine Sachen zusammen, alles auf einmal, und rein ins Auto, wir fahren jetzt. Ich habe mich nicht mehr ausgekannt. Vorher wurde ich eingekleidet (...). Und dann ist eben auf einmal alles eingepackt worden und dann haben sie mich in den Nachbarort chauffiert. Also nur der Ersatz-Pflegevater damals, der Hufschmied war. Und haben mich einfach vor dem berüchtigten Heim für schwer erziehbare Kinder, wo die ganzen Wiener Gfrasta eingesperrt sind (sehr laut und lachend sprechend), abgesetzt und meine Sachen hineingetragen. (...) Nur dort auf einmal reingestellt. Und dort stand halt eine Klosterschwester. Ich habe geheult, ich wusste nicht, was ich da auf einmal soll. Ich geh da nicht her! Das sind alles Verbrecher, das weiß ich, das war halt, weil ich aus der Gegend war. Und das waren die schlimmen Kinder, mit denen durfte man ja nicht reden.“²⁶

Frau S., die seit ihrem dritten Lebensjahr in einer Pflegefamilie im Bezirk Radkersburg untergebracht ist, und auf Grund fehlender Kontakte zu ihren leiblichen Eltern keine Erinnerungen an diese besitzt, wird von der Fürsorge ohne vorangegangene Information nach Wien zu ihrer Mutter zurückgebracht. Im Nichtwissen um ihre tatsächliche Herkunft, d.h. ihres fehlenden Wissens um die eigene Biografie, gestaltete sich der Erstkontakt mit ihrer leiblichen Mutter als eine schockierende Erfahrung. An eine vorangegangene Vorbereitung auf die Rückstellung zu ihrer Mutter kann sie sich nicht erinnern.

²⁵ Interview Z., S. S. 13, Z 49ff

²⁶ Interview W., S. 8, Z 4ff; S. 9, Z 14ff; S. 8, Z 21f

„Dann zum Schluss ist eine gekommen, die hat uns geholt. Wer das war, weiß ich nicht, ich meine, wir waren dann mehrere in dem Zug, auch andere Kinder, von wo die gekommen sind, wissen wir nicht (...) es waren dann plötzlich vier oder fünf Kinder da, wo wir gemeinsam mit zwei Erwachsenen, (...) einem Mann und einer Frau (...), die (...) uns dann halt abgeliefert haben. Ich weiß nicht, wo wir da hinkommen. Und da hat uns eine Frau, eine stärkere, in Empfang genommen und (...) hat gesagt, sie ist unsere Mutter. Ich meine, es war ein Schock. (...) einem achtjährigen Kind dann plötzlich zu sagen, das ist deine Mutter, die andere, wer war die andere dann?“²⁷

Die Herausnahme aus der Pflegefamilie erfolgte für Frau Km. ebenso unvorbereitet und überraschend wie für die Pflegeeltern:

„Na, eigentlich, eigentlich überhaupt nicht, also ich kann mich da nicht erinnern, dass mir was erklärt worden ist, da sind nur auf einmal ein paar Leute aufgetaucht und ich bin von der Schule stante pede nach Hause und die haben mit ihr gesprochen, mit meiner Pflegemutter und die hat mir ein paar Sachen eingepackt und die hab ich mitgenommen. (...) Also Sie waren da völlig unvorbereitet und überrascht. Aber als Kind da denken sie sich gar nichts Schlechtes dabei, da denken sie, aha was passiert jetzt, mehr oder weniger (...), dass das dann so passiert, na da bist dann vom Regen in die Traufe gekommen. (...). Überstellung: Das ist ganz abrupt gegangen (...), da bist du dann überstellt worden und Grüß Gott, (...) da hat es überhaupt keine Betreuung gegeben.“²⁸

Evident ist, dass weder seitens der Fürsorge, der leiblichen, noch der Pflegeeltern Vorbereitungen getroffen wurden, Kinder in diesen Übergangssituationen zu unterstützen und Stütze zu sein. Vielmehr erweist sich die fürsorgliche Praxis der Überstellungen in der damaligen Zeit als eine von fehlender Kommunikation, unterlassener Information, als auch letztlich fehlender Bereitschaft, nach den Befindlichkeiten der Kinder zu fragen. Diese prinzipielle Haltung gegenüber Kindern und den Stellenwert dieser in der damaligen Gesellschaft manifestiert sich auf verschiedensten in der Studie bearbeiteten Ebenen und Themen und muss immer wieder unter dem historischen Hintergrund gesehen werden.

²⁷ Interview S., S. 5, Z 19ff

²⁸ Interview Km., S. 5, Z 7ff; S. 15, Z 7f

Um erzählen zu können muss erinnert werden. In der folgenden Studie werden die Interviews dabei als Orte des Gedächtnisses⁵ verstanden und zugleich als erzählte Erinnerungen analysiert.

1.3 Biografische Stationen der Pflegekinder

Die „Vorgeschichten“ einer Fremdunterbringung und daraus resultierende Erfahrungen sind den InterviewpartnerInnen vielfach nicht in bewusster Erinnerung und daher nicht verbal kommunikativ vermittelbar. Die Mehrheit der ehemaligen Pflegekinder war zum Zeitpunkt ihrer Überstellung in eine Pflegefamilie noch in sehr jungem Alter. In den Kinderakten sind jedoch der in der damaligen Zeit so titulierte Maßnahmenvollzug der Kindesabnahme, vorangegangene Kontakte und Maßnahmen der Jugendwohlfahrtsbehörden reichlich dokumentiert.

Der Kurzüberblick der folgenden biografischen Stationen der interviewten ehemaligen Pflegekinder vor und nach ihrer Unterbringung in Pflegefamilien stützt sich somit auf diese Quellen. In diesen wird der damaligen Zeit entsprechend ein starker Bezug auf „gesundheitliche Gefährdungen“ der Pflegekinder genommen. Diese findet sich sehr häufig als Begründung für eine Fremdunterbringung eines Kindes.

Frau G., geb. 1950, wird auf Grund des Spitalaufenthalts der Mutter 1951 für zehn Monate im Zentralkinderheim untergebracht. Anschließend wird sie 1952 in einer Wiener Pflegefamilie mit drei eigenen Kindern untergebracht, wo sie bis zu ihrem zwölften Lebensjahr bleibt. 1962 wird sie im Zuge von Seiten der Pflegeeltern „konstatierter Erziehungsschwierigkeiten“ in das Kinderheim Wilhelminenberg überstellt, wo sie bis zu ihrem fünfzehnten Lebensjahr untergebracht ist. Anschließend lebt sie für kurze Zeit bei ihrer Mutter und ab 1966 in einem Wiener Lehrlingsheim.⁶

Frau Km., geb. 1951 als uneheliches Kind eines Besatzungssoldaten, wird wegen eines Spitalsaufenthaltes auf Grund der TBC-Erkrankung ihrer Mutter mit dem

⁵ Nora, Pierre (Hg.), Erinnerungsorte Frankreichs. München 2005.

⁶ Vgl. Kinderakt G.

Überstellungsgrund „Verwahrlosung in Pflege und Gefährdung“ in das Kinderheim Lainz eingewiesen. In den Jahren zwischen 1953 bis 1954 erfolgten vier Pflegestellenwechsel in Wien, bis sie für sieben Jahre konstant in einer Wiener Pflegefamilie untergebracht wird. 1961 folgt ihre Überstellung in das Kinderheim Wilhelminenberg. Nach kurzer Unterbringung bei ihrer leiblichen Mutter 1965 wird sie 1966 im Lehrlingsheim Nussdorf und kurz darauf im Agnesheim Klosterneuburg untergebracht.⁷

Frau S., geb. 1955, wird nach der Geburt vorerst gemeinsam mit ihrer Mutter untergebracht. Danach folgen mehrmalige wechselnde Aufenthalte zwischen dem Zentralkinderheim und der Mutter auf Grund von „Obdachlosigkeit“ dieser. Zu Beginn 1959 kommt sie in Einzelpflege zu einer Bauernfamilie im Bezirk Radkersburg. Dort ist sie bis Ende 1965 gemeinsam mit ihrem um ein Jahr jüngeren Bruder untergebracht. Auf Wunsch der Eltern kehrt sie daraufhin für ein Jahr nach Wien zurück. 1966 wird sie im Erziehungsheim Wilhelminenberg und folgend von 1971 bis 1972 im Luisenheim untergebracht. 1973 wird sie der Pflege des von der Mutter geschiedenen Kindsvaters übergeben.⁸

Frau P., geb. 1956 als uneheliches Kind, wird als zwei Wochen alter Säugling gemeinsam mit ihrer Mutter im Zentralkinderheim untergebracht. Anschließend lebt sie für ein Jahr gemeinsam mit der Mutter bei deren Eltern. Auf Grund von mehrfach festgestellter Gefährdung, der Tatsache, dass die Mutter ein den Fürsorgebehörden „bekannter ehemaliger Fürsorgezögling“⁹ ist und aus einer „ebenfalls im Jugendamt bekannten und berüchtigten Familie“¹⁰ stammt, wird sie 1957 in einer Wiener Pflegefamilie untergebracht. Eine zusätzliche Ursache für die Unterbringung in Pflege begründete sich daraus, dass sich der neue Lebensgefährte der Mutter, bei dessen Eltern das Mädchen in Pflege untergebracht ist, weigert, dieses in die geplante Lebensgemeinschaft mit der Mutter zu übernehmen. Folgend bleibt das Mädchen bis zur ihrer Verheiratung als noch Minderjährige 1973 unter der Obhut der Wiener Pflegefamilie.¹¹

⁷ Vgl. Kinderakt Km.

⁸ Vgl. Kinderakt S.

⁹ Vgl. Kinderakt P.

¹⁰ Vgl. Kinderakt P.

¹¹ Vgl. Kinderakt P.

Frau T., geb. 1958, wurde auf Grund von konstaterter „Verwahrlosungsgefahr“ nach mehrmaligen Unterbringungen im Zentralkinderheim sowie der Kinderübernahmestelle 1962 gemeinsam mit ihrem Bruder Herrn Br. in eine Großpflegefamilie im Bezirk Radkersburg überstellt, wo sie bis zu ihrer Rückkehr nach Wien 1972 lebt. Auf Grund einer seitens der Fürsorge festgestellten „fehlenden Eignung der Großmutter die heranwachsenden Geschwister aufzuziehen“¹², wird sie 1974 in der Stadt des Kindes untergebracht. 1975 erfolgt eine Außerstandnahme aus der Fürsorge anlässlich ihrer Heirat.¹³

Frau Be., geb. 1959, wird angesichts der Erkrankung ihrer ledigen Mutter ab ihrem 13. Lebensmonat in regelmäßigem Wechsel im Zentralkinderheim, zu Hause und bei Verwandten untergebracht, ehe sie 1962 nach dem Tod der Mutter gemeinsam mit ihrem Bruder in einer bäuerlichen Großpflegefamilie im Bezirk Radkersburg untergebracht wird. Dort lebt sie bis zum Ende ihrer Schulpflicht. Anschließend lebt sie während der Woche gegen Kost und Logie in einem Sanatorium, wo sie beschäftigt ist. Die Wochenenden verbringt sie bei der Pflegefamilie.¹⁴

Frau U., geb. 1960, wird nach ihrer Geburt für kurze Zeit gemeinsam mit der Mutter im Zentralkinderheim untergebracht und lebt anschließend im elterlichen Haushalt. 1963 wird sie in Folge der Obdachlosigkeit der Eltern zu einer Großpflegefamilie im Bezirk Radkersburg gebracht. Auf Drängen der Mutter wird sie neun Monate später in die elterliche Familie zurückgeholt. Angesichts der von der Fürsorge festgestellten schweren körperlichen Misshandlungen durch den Vater, wird sie auf Grund „gesundheitlicher Gefährdung“ Ende des Jahres 1969 erneut an die ihr bereits bekannte Großpflegefamilie in Radkersburg überstellt, wo sie bis zu Beginn ihrer zweiten Schwangerschaft, bis zum Hinauswurf durch die Pflegeeltern, lebt. Ab Oktober 1976 ist sie anschließend bei ihrer ehemaligen Pflegeschwester untergebracht.¹⁵

Frau W., geb. 1961, wird nachdem sie mit ihrer Mutter nach der Trennung des deutschen Vaters nach Wien zurückkehrt, im Mai 1965 auf Grund einer seitens

¹² Vgl. Kinderakt T

¹³ Vgl. Kinderakt T.

¹⁴ Vgl. Kinderakt Be.

¹⁵ Vgl. Kinderakt U.

des Amtes festgestellten „gesundheitlichen Gefährdung“ in die Wiener Kinderübernahmestelle (KÜST) und anschließend in das Zentralkinderheim eingewiesen. Ende des Jahres wird sie einer in Laxenburg lebenden Pflegefamilie in Einzelpflege übergeben. Infolge des Ablebens beider Pflegeeltern im Jahr 1975 wird sie für drei Monate in eine weitere ihr bekannte Pflegestelle gebracht. Diese überstellt sie in das Kinderheim Borromäum, wo sie bis zur Außerstandnahme aus der Fürsorge anlässlich ihrer Großjährigkeit untergebracht ist.¹⁶

Frau Z., geb. 1967, wird kurz nach ihrer Geburt für 19 Monate im Zentralkinderheim und danach auf Grund der Obdachlosigkeit ihrer Eltern, gemeinsam mit ihren beiden Brüdern, in einer Pflegefamilie in Hartberg untergebracht. Bedingt durch festgestellte Misshandlungen seitens der Pflegemutter folgt 1969 eine Überstellung an die Großpflegefamilie in St. Martin. Sie wird jedoch auf Grund einer Erkrankung der Pflegemutter 1975 in eine Großpflegefamilie in Jennersdorf überstellt, wo sie bis zu ihrem sechzehnten Lebensjahr untergebracht ist. Im Zuge eines Lehrstellenwechsels übersiedelt sie nach Fürstenfeld, an den Wochenenden ist sie in der Pflegefamilie¹⁷.

Herr Bo., geb. 1940, wird auf Grund von „Verwahrlosungsgefahr“ in Folge des Spitalsaufenthaltes seiner Mutter und fehlender gewährleisteter Aufsicht durch den alkoholkranken Vater im Anschluss an eine viermonatige Unterbringung in der Kinderübernahmestelle (KÜST) 1943 in eine Pflegefamilie in Jennersdorf überstellt. Ende 1944 kommt er zu seiner Mutter zurück. Bis zu seiner weiteren Unterbringung in einer Pflegefamilie im Bezirk Hartberg im Sommer 1951 folgen Unterbringungen in den Kinderheimen Gänserndorf, St. Peterle in Krems, im Kinderheim Hohe Warte sowie in der Erziehungsanstalt Mödling. 1952 wird er für neun Monate in das Kinderheim Willendorf überstellt. Anschließend ist er von 1953 bis 1955 in einer Pflegefamilie im Burgenland untergebracht. 1955 wird er im Lehrlingsheim Leopoldstadt aufgenommen.¹⁸

Herr Ko., geb. 1951, wird auf Grund eines Spitalsaufenthaltes der Mutter und der auswärtigen Berufstätigkeit des Vaters, laut Fürsorge ein „Trinker“, zu Beginn

¹⁶ Vgl. Kinderakt W.

¹⁷ Vgl. Kinderakt Z.

¹⁸ Vgl. Kinderakt Bo.

des Jahres 1956 für zwei Monate bei Wiener Pflegeeltern in Einzelpflege untergebracht. Anschließend kehrt er zum Vater zurück. Auf Grund des Alkoholismus des Vaters wird er erneut für wenige Monate bis zur Entlassung seiner Mutter aus der Heilanstalt in einer neuen Pflegefamilie untergebracht.¹⁹

Herr M., geb. 1958, wird auf Grund konstaterter „Gefährdung“ – die Mutter unterhalte außereheliche Kontakte mit Männern - erstmals im Mai 1966 aus seiner Herkunftsfamilie herausgenommen. Nach einer kurzen Unterbringung in der KÜST sowie im Kinderheim Retz wird er von seinem Vater Ende des Jahres nach Hause geholt. In Folge einer Mitte des Folgejahres zu verbüßenden Haftstrafe beider Eltern wird er erstmals in einer Wiener Großpflegefamilie untergebracht. Nach weiteren kurzen Aufenthalten in seiner Herkunftsfamilie wird er 1969 in das Kinderheim Am Lindenhof (Eggenburg) gebracht. Von September 1970 bis Oktober 1972 lebt er erneut in der ihm bereits bekannten Wiener Großpflegefamilie. In Folge eines Fluchtversuches wird er auf eigenen Wunsch in das Erziehungsheim Biedermannsdorf überstellt und danach im Jahr 1973 im Lehrlingsheim Augarten untergebracht.²⁰

Herr Br., geb. 1959, wurde auf Grund einer konstatierten „gesundheitlichen Gefährdung“ wegen fehlender Aufsicht bedingt durch die Verbüßung einer Haftstrafe beider Eltern 1960 in das Wiener Zentralkinderheim eingewiesen. 1962 wird er gemeinsam mit seiner leiblichen Schwester Frau T. in einer bäuerlichen Großpflege im Bezirk Radkersburg untergebracht. Anlässlich der Initiative seiner Großmutter erfolgt 1972 eine Rückkehr nach Wien. Nach dortigem kurzen Aufenthalt lebt er ab Ende 1974 in der Stadt des Kindes und anschließend für kurze Zeit im Lehrlingsheim Zohmannngasse.²¹

Herr Sch., geb. 1965, wird nach einem einjährigen Aufenthalt im Zentralkinderheim wegen „gesundheitlicher Gefährdung“, zumal die Mutter nicht gewillt und die Großmutter gesundheitlich nicht in der Lage ist, die Eltern bereits geschieden sind, 1966 nach Jennersdorf in eine Pflegefamilie überstellt. Da ist

¹⁹ Interview Ko.

²⁰ Interview M., S. 16

²¹ Interview Br., S. 26

1.4 Historischer Hintergrund

Der „Schutz des Kindeswohls“ stellt seit seiner Gründung vor fast 100 Jahren den zentralen Auftrag des Wiener Jugendamtes dar. Darüber hinaus haben sich seine inhaltliche Definition sowie die Frage seiner Sicherung und Wiederherstellung jedoch im Laufe der Jahrzehnte ideologisch massiv gewandelt. Konzentrierte sich der gesetzliche Auftrag zwar primär auf „die Überwachung“ unehelich geborener Kinder, sogenannter „Mündel“ der Gemeinde Wien, integrierte er aber auch die Sorge und Unterbringung aus ihren Familien abgenommener und folgend fremd – in einer Pflegefamilie oder einem Heim – untergebrachter Kinder.

Dies stellte eine Weiterführung von Fürsorgetraditionen aus der Ersten Republik dar, die primär von gesundheitsfürsorgerischen und eugenischen Zielsetzungen geprägt war. Kontinuitäten zu rassistischen Diskursen der Zeit des Nationalsozialismus bestimmten die Ausrichtung der Jugendwohlfahrt bis in die 1960er Jahre. Zu diesem Zeitpunkt hatte zwar auf Grund einer wirtschaftlichen Konsolidierung eine theoretische Schwerpunktverlagerung der Jugendwohlfahrt von der Sorge um das schutzbedürftige Kind, dessen Sicherung vor wirtschaftlicher Not, Krankheit und Verwahrlosung zu einer Stützung von Familien in schwierigen Lebenslagen, diskursiv-theoretisch eingesetzt. In der Praxis nachhaltigen Niederschlag fanden erziehungsberatende, von diversen psychologischen Schulen geleitete, Ansätze erst im Zuge eines gesellschaftspolitischen Wandels zu Beginn der 1970er Jahre. Während im Zuge einer allgemeinen Institutionenkritik Reformansätze der Fremdunterbringung in Heimen im Anschluss an die Wiener Heimenquete „Aktuelle Fragen der Heimerziehung“ 1973 sowie den Einsatz der *Wiener Heimkommission*²⁹ einsetzten, blieb hingegen eine kritische Durchleuchtung des Systems der Fremdunterbringung in Pflegefamilien zu diesem Zeitpunkt mehrheitlich aus. Erwähnt seien jedoch praktische Bemühungen einzelner Wiener Fürsorgerinnen zur Installierung von Pflegeelterngruppen, die Wiener Pflegeeltern Möglichkeit zu Erfahrungsaustausch und Unterstützung in Erziehungsfragen bot.³⁰ 1959 wurde

²⁹ Vgl. dazu: Irmtraud Leirer/Fischer Rosemarie/Halletz Claudia: *Verwaltete Kinder. Eine soziologische Analyse von Kinder- und Jugendlichenheimen im Bereich der Stadt Wien*, hg. vom Institut für Stadtforschung, Wien 1976

³⁰ Die Interviewpartnerin und ehemalige Sozialarbeiterin war eine der Mitbegründerinnen dieser anfangs informell durchgeführten Elternrunden. Vgl. Interview D.

zur Betreuung etwa von Großpflegefamilien eine Elternrunde durch das Institut für Erziehungshilfe (*Child Guidance Clinic*), welches eng mit dem Wiener Jugendamt zusammen arbeitete, angeboten.³¹ Die an dieser Institution tätige psychoanalytisch orientierte Sozialarbeiterin, Rosa Dworschak, suchte in Fortbildungen von Sozialarbeiterinnen auch erste Ansätze methodischer Arbeit - des Case Work sowie der Gruppenarbeit - mit Pflegeeltern und Pflegekindern zu vermitteln.³²

Im Zuge der seitens der Gemeinde Wien 1978 im Wiener Rathaus veranstalteten Enquete „Aufgaben und Zielsetzungen in der Betreuung von Pflegekindern“³³ wurde die Unterbringung zu einem vorerst nur in Wien diskutierten Bereich der Fremdunterbringung. In der Folge wurde die Suche nach geeigneten Pflegestellen sowie Beratungsangebote für Pflegeeltern intensiviert. Umfassende Reformen im Bereich des Pflegekinderwesens setzten erst in den 1980er Jahren ein, sei es in Form verpflichtender Pflegeelternschulungen sowie einer differenzierteren Auswahl von PflegeelternwerberInnen etc.. Bis dahin wurde die Pflegefamilie dem Bereich des „Privaten“ zugeordnet - ein Paradox, stand doch die Pflegefamilie ebenso unter Beobachtung und Kontrolle der Fürsorgebehörden wie die Herkunftsfamilie fremd untergebrachter Kinder und Jugendlicher. Die Geschichte (Theorie und Praxis) der Fremdunterbringung in einer Pflegefamilie in den 1950er bis 1970er Jahren ist somit vor dem Hintergrund politischer, ökonomischer, ideologischer, als auch sozialer Prozesse zu betrachten und gleichzeitig Ergebnis zeitspezifischer Konzeptionen der Jugendwohlfahrt zu verstehen.

Übereinstimmende Überzeugung der Fürsorgebehörden (Jugendamt) war es, dass eine Familienpflege für die Entwicklung eines Kindes eine bessere Unterbringung darstellte als jene in einem Heim. Insbesondere Säuglinge und Kleinkinder sollten einer Familienpflege zugeführt werden. Medizinische und psychologische Gutachten der Kinderübernahmestelle (KÜST) sowie des Zentralkinderheims (ZKH) boten die Entscheidungsgrundlage, welches Kind, unter Voraussetzung der Zustimmung seiner Eltern, etwa zur Adoption

³¹ Jahrbuch der Stadt Wien 1959, hg. von der Gemeinde Wien 1960, S. 83

³² Dworschak, Rosa: Das Schicksal des Pflegekindes. In: Sozialarbeit in Österreich. Nr. 15, 6. Jg. 1971, S. 28- 45

³³ Vgl. Prohaska, Walter: Pflegefamilien im Blickpunkt der Sozialarbeit. Ergebnisse der Enquete des Jugendamtes der Stadt Wien, Wien: Institut für Stadtforschung Bd. 60, Wien/ München 1978.

vermittelt,³⁴ in einer Pflegefamilie oder einem Heim untergebracht werden sollte. Entscheidungsträger war neben den Verbindungsfürsorgerinnen der KÜST und des ZKH insbesondere der Leiter der Kinderübernahmestelle.

Nicht zuletzt waren aber strukturelle als auch ökonomische Erwägungen seitens des Wiener Jugendamtes für die Wahl der weiteren Unterbringungsform ausschlaggebend.

Auf Grund eines für den gesamten Untersuchungszeitraum konstatierten Mangels an Wiener Pflegeplätzen, den man vergeblich mit Erhöhungen des Pflegegeldes zu lösen suchte³⁵, sowie der Tatsache, dass eine Unterbringung in Familienpflege wesentlich kostengünstiger war als eine Heimunterbringung, wurden Wiener Kinder ab Mitte der 1950er Jahre und 1970er Jahre bevorzugt in ländlichen Pflegestellen, insbesondere in Großpflegefamilien am Land in Randgebieten Österreichs, wie etwa der Südsteiermark als auch des Südburgenlandes untergebracht.

Die zu Beginn der 1970er Jahre im Bezirk Radkersburg tätige Sozialarbeiterin Frau C. vermutet, dass "es (...) ein Vorwand für das Finanzielle" sei, „ zu sagen, eine Pflegefamilie ist besser als ein Heim“:

„Die Gemeinden haben natürlich auch einen Vorteil gehabt, weil sie ja pro Gemeindebürger auch Gelder bekommen. Das wird ja pro Kopf gezahlt und die haben durch die Wiener Kinder davon sicher auch einen Gewinn gehabt. (...) Ich hatte oft das Gefühl, dass es mit Radkersburg einen Vertrag gibt. Ich habe mit immer gedacht, vielleicht werden dadurch die Gemeinden gefördert, vielleicht tut das der Infrastruktur gut, vielleicht entstehen dann mehr Betriebe.“³⁶

Die ehemalige im Jugendamt tätige Frau D. erklärt diese Entwicklung aus einer kriegsbedingten Notwendigkeit, die folgend „Tradition“ geworden sei:

³⁴ 1951 wurde innerhalb des Wiener Jugendamtes eine eigene Adoptionsstelle gegründet. Vgl. dazu der Artikel in der Wiener Arbeiterzeitung mit dem Titel „Wo man sich die Kinder aussucht“, in: Wiener Arbeiterzeitung vom 28.01.1951, S. 7

³⁵ „Bemühungen, mehr Pflegekinder in Wiener Familien unterzubringen waren nur wenig erfolgreich, trotz Erhöhung des Pflegegeldes. (...) Die beste Anstalt kann niemals eine Familie ersetzen.“, in: Jahrbuch der Stadt Wien, hg. von der Gemeinde Wien 1961, S. 72

³⁶ Interview C., S. 8, Z 36ff

„Jennersdorf war eine ganze Kolonie von Pflegekindern und Radkersburg auch. Das ist so entstanden, habe ich gehört, dass schon gegen Ende des Krieges, nach den Bombenangriffen viele Häuser und Heime kaputt waren. Die Kinder sind übergeblieben. Die Wiener Pflegefamilien waren wie alle anderen Wiener auch von dem Krieg betroffen. Jetzt haben (sie sie auf's Land verfrachtet) ohne Auswahl, sondern wer weg hat müssen und wer Kinder bekommen hat, das ist einfach so gegangen ohne Kriterien. Und diese Transporte da hinunter haben Amtsgehilfinnen geführt, also keine Fachleute. Die haben die Kinder nur gesund hinbringen müssen. Und unten sind die Leute gestanden so: „Jö, das ist ein Mäderl, das hätte ich gerne!“ (...) Und diese Unterbringung am Land aus der Notsituation der Kriegszeit und dann der Nachkriegszeit (...) wurde fortgesetzt, weil das dann Tradition war.“³⁷

Die Bewilligung der seitens der ländlichen Fürsorgestellen in Berichtsform vorgeschlagener Pflegestellen erfolgte durch die Verbindungsfürsorgerinnen der KÜST. Die Bewilligung der Wiener Pflegestellen erfolgte durch die Sprengelfürsorgerinnen der Wiener Bezirksjugendämter, denen auch die anschließende Kontrolle der in Pflegefamilien untergebrachten Kinder oblag. Die verpflichtende Kontrolle der Pflegestellen/Pflegekinder am Land zählte zu den Aufgaben der Fürsorgerinnen der zuständigen Fürsorgeämter der Bundesländer. Frau C., die von 1970 bis 1975 als Berufsanfängerin in der Fürsorge in Radkersburg eingesetzt war, skizziert ihre damalige Tätigkeit:

„Das war in der Bezirkshauptmannschaft, wir waren dem Sanitätsreferat unterstellt, das war damals so dieser Gesundheitsbereich, der Amtsarzt war unser unmittelbarer Vorgesetzter. Und die Rechtsvertretung war auch in der Bezirkshauptmannschaft, war aber eine andere Abteilung. (...) es um Alimente ging. Für die Mündel waren auch wir zuständig. Wir haben praktisch für alle Stellen zugearbeitet. Für das Gesundheitsamt. Es war Einheitsfürsorge d.h. ein Bereich wo man für alles, was mit Menschen zu tun hat, zuständig ist. (...) Und eben für die Kinder waren wir auch zuständig, praktisch von der Geburt weg bis ins Alter.“³⁸

Ergänzend dazu lag es in der Verantwortung der Verbindungsfürsorgerinnen der KÜST am Land untergebrachte Pflegekinder einmal jährlich zu besuchen. Für jedes Pflegekind wurde den Pflegeeltern monatliches Pflegegeld zugewiesen.³⁹

³⁷ Interview D., S. 1, Z 9ff

³⁸ Interview C., S. 1, Z. 12ff

³⁹ Eine Zusammenstellung bezüglich des damals durchschnittlichen Monatseinkommens findet sich im Anhang.

1951 wurden für Kinder bis zu 18 Jahren 233 ATS ausbezahlt.⁴⁰ Diese Richtsätze wurden 1955 auf Grund der Tatsache, die Pflegeeltern würden mit den ihnen zu Verfügung stehenden Pflegegeldern nicht auskommen, erhöht. Für Kinder bis zu 18 Monaten erhielten die Pflegeeltern 350 ATS monatlich, für Pflegekinder ab 18 Monaten monatlich 300 ATS. Die höheren Richtsätze für Säuglinge bis zu 18 Monaten wurden damit begründet, dass „Säuglinge bis zu dieser Zeit besonders große pflegerische Anforderungen stellen“ würden.⁴¹

1956 wurden erstmals Pflegemüttern, die über mindestens 10 Jahre ein oder zwei Pflegekinder der Stadt Wien betreuten, Ehrungen verliehen. Die Pflegemütter erhielten je ein Diplom und eine Geschenkkassette mit 500 ATS oder 1000 ATS in Silbermünzen zu je 25 ATS.⁴² 1959 erfolgte eine weitere Erhöhung des Pflegegeldes. Für Kinder bis zu 18 Monaten wurden 550 ATS, für Kinder ab 18 Monaten wurden 500 ATS monatlich bezahlt. Die Erhöhung der Richtsätze des Pflegekindergeldes vom 01.04.1959 für ländliche Großpflegestellen von 450 ATS auf 650 ATS monatlich sollte der Erleichterung der Gründung und Führung weiterer Pflegegroßfamilien dienen.⁴³ Ab 1962 wurde das Pflegegeld 14 Mal im Jahr ausbezahlt. Gleichzeitig wurde das Pflegegeld für Kinder bis zu 18 Monaten auf 650 ATS, für Kinder ab 18 Monaten bis zum 18. Lebensjahr auf 600 ATS angehoben. Pflegegroßfamilien mit mindestens sechs bis höchstens zehn Kindern erhielten ebenfalls eine Erhöhung des Pflegegeldes um 100 ATS/ Monat. Für jedes Kind erhielten die Pflegeeltern 750 ATS.⁴⁴ 1969 wurde das Pflegegeld neuerlich erhöht: In Einzelpflege wurde für Kinder bis zu 18 Monaten 850 ATS und danach bis zum 18. Lebensjahr 800 ATS ausbezahlt. Für Kinder in Großpflegefamilien in Wien und den Bundesländern erfolgte eine Erhöhung auf 950 ATS. Gleichzeitig wurde ein sogenannter „Ruhegenuss“ eingeführt, „als Würdigung der Arbeit der Mütter“ erhielten bedürftige Frauen, die bis zur Erreichung des 55. Lebensjahres mindestens zehn Jahre lang als Mutter einer Großpflegefamilie tätig waren, nach Vollendung des 60. Lebensjahres ein monatliches Ruhegeld sowie zwei Sonderzahlungen im

⁴⁰ Vgl. Wiener Zeitung vom 23.02.1955, S. 14: Gemeinde Wien sucht neue Pflegeplätze. Für die städtischen Pflegekinder – Erhöhung der Pflegegelder ab 1. März – Die beste Anstalt kann niemals die Familie ersetzen.

⁴¹ Vgl. Wiener Zeitung vom 23.02.1955, S. 14: Gemeinde Wien sucht neue Pflegeplätze. Für die städtischen Pflegekinder – Erhöhung der Pflegegelder ab 1. März – Die beste Anstalt kann niemals die Familie ersetzen.

⁴² Jahrbuch der Stadt Wien 1956, hg. von der Gemeinde Wien, Wien 1957, S.86

⁴³ Jahrbuch der Stadt Wien 1959, hg. von der Gemeinde Wien, Wien 1969, S. 83

⁴⁴ Jahrbuch der Stadt Wien 1962, hg. von der Gemeinde Wien, Wien 1963, S. 75

Ausmaß des jeweils für ein Pflegekind in einer Großpflegefamilie gewährten Pflegegeldes.“ Dieses Ruhegeld beträgt nach einer mehr als 25-jährigen Tätigkeit das Zweifache des jeweils für ein Kind in einer Großpflegefamilie bezahlten Pflegegeldes.⁴⁵

Mit der Novelle des Familienlastenausgleichsgesetzes vom 9. Juli 1972, BGBl. Nr. 284/1972 erhielten die Pflegefamilien einen selbständigen Anspruch auf Familienbeihilfe für ihre Pflegekinder.⁴⁶ Ab Mai 1975 erhielten die Pflegeeltern für Kinder in Einzelpflege 1.500 ATS und Pflegeeltern einer Großpflegefamilie monatlich 1.600 ATS für jedes Pflegekind.⁴⁷

Darüber hinaus hatten Pflegeeltern Anspruch auf zusätzliche finanzielle Leistungen, etwa für Kleidung und Schulbedarfsartikel, Unterstützung in Krankheitsfällen, für Arztbesuche etc.⁴⁸ Die Pflegeeltern verpflichteten sich ihrerseits beim Jugendamt, das von ihnen „übernommene Pflegekind“ gut und liebevoll zu erziehen. Bei „nicht sachgemäßer Pflege und Erziehung“ müsste die „Bewilligung zum Halten des Pflegekindes widerrufen werden.“⁴⁹

2 Analysen und Ergebnisse

2.1 Die Pflegefamilie

Wie bereits im Kapitel „Historischer Hintergrund“ erläutert wurde, bestimmte das Ausmaß zur Verfügung stehender Wiener Pflegefamilien die folgende Unterbringung von Kindern in einer Pflegefamilie, einem Heim oder einer Pflegefamilie in ländlichen Bereichen Österreichs.⁵⁰ Insbesondere die Unterbringung in Pflegegroßfamilien wurde seitens der Gemeinde Wien als ein

⁴⁵ Jahrbuch der Stadt Wien 1969, hg. von der Gemeinde Wien, Wien 1970, S. 70 und S. 79

⁴⁶ Jahrbuch der Stadt Wien 1974, hg. von der Gemeinde Wien, Wien 1975, S. 55

⁴⁷ Jahrbuch der Stadt Wien 1975, hg. von der Gemeinde Wien, Wien 1975, S. 89.

⁴⁸ Materielle Leistungen und finanzielle Ausgaben sind in den seitens des Jugendamtes geführten Regressakten genau dokumentiert.

⁴⁹ Dieser Passus findet sich in jedem für ein Pflegekind angelegten „Pflegebuch“, das über Rechte und Pflichten der Pflegeeltern Auskunft gibt und war seitens der Pflegeeltern zu unterzeichnen.

⁵⁰ Die folgende Differenzierung der Motive für die Wahl der Unterbringung verweist auf eine diskriminierende Klassifizierung fremd untergebrachter Kinder: „Im allgemeinen wird die Unterbringung in geeigneten Pflegefamilien bevorzugt. Körperlich oder seelisch schwer geschädigte Kinder werden vorwiegend in geeigneten Heimen untergebracht.“ Jahrbuch der Stadt Wien, hg. von der Gemeinde Wien, Wien 1961, S. 71

„für die Kinder (...) fast vollkommener Ersatz für das fehlende Elternhaus“ angesehen. „Hier leben eben „Vater“ und „Mutter“ mit den Pflegekindern als Familie.“⁵¹ Zudem sei „die Pflegegroßfamilie (...) ein gutes Bindeglied zwischen Pflegefamilie und Familienheim; sie stellt in der modernen Jugendfürsorge jene Form der Unterbringung dar, welche der bevorzugten Unterstützung sicher sein sollte: sie wurzelt gut im gesellschaftlichen Alltag und gibt gleichzeitig die bestmögliche Familienatmosphäre.“⁵²

Folgende Typen von Pflegefamilien waren auf Grund des Samples unserer InterviewpartnerInnen identifizierbar:

- Wiener Pflegefamilie ohne leibliche Kinder oder mit bereits erwachsenen Kindern: fünf Personen.
- Wiener Großpflegefamilie mit bereits erwachsenen Kindern: eine Person.
- Ländliche Pflegefamilie mit erwachsenen Kindern: zwei Personen.
- Ländliche Großpflegefamilie ohne leibliche Kinder oder mit bereits erwachsenen Kindern: fünf Personen.
- Ländliche Großpflegefamilie mit leiblichen noch nicht erwachsenen Kindern: eine Person.

Die Überstellung insbesondere in eine ländliche Großpflegefamilie erfolgte mitunter gemeinsam mit leiblichen Geschwistern, wie etwa bei Frau Be., Frau Z. (erste Pflegefamilie) und Herrn Br..

Diese Typisierung der Pflegestellen ermöglicht für die Untersuchung einen Vergleich der diversen Varianten einer Fremdunterbringung in einer Pflegefamilie.

Wiener Pflegefamilien, die ein oder zwei Kinder in Einzelpflege übernahmen, gehörten zumeist der unteren Mittelschicht, dem niederen Beamtentum oder der Arbeiterschicht an. Sie entsprachen dem Typus der kleinbürgerlichen Familie mit einem berufstätigen Vater (Arbeiter, niederer Beamter oder Facharbeiter) und einer Mutter als Hausfrau. Die ländlichen Großpflegefamilien rekrutierten sich

⁵¹ Jahrbuch der Stadt Wien, hg., von der Gemeinde Wien, Wien 1958, S. 68

⁵² Jahrbuch der Stadt Wien, hg., von der Gemeinde Wien, Wien 1963, S.74

zumeist aus einer ökonomisch wenig wohlhabenden Bauernschaft. Diese Gruppe verfügte über eine meist kleine, in schlechten Zustand befindlichen Höfen angeschlossene Landwirtschaft und/oder Viehwirtschaft. Anzumerken ist, dass – so die Erzählungen der InterviewpartnerInnen – die Höfe der Pflegeeltern im Laufe der Jahre ihrer Unterbringung expandierten, was dem prinzipiellen wirtschaftlichen Aufschwung der Zeit entsprach, allerdings auch durch die Bereitstellung von billigen Arbeitskräften in Form von Pflegekindern, erklärbar ist.

„Die Bauern waren wohlhabend. Durch die Pflegekinder sind sie wohlhabend geworden. (...) Wahrscheinlich haben sie Pflegekinder genommen, damit sie Geld bekommen.“⁵³

In diesen Familien waren mitunter bis zu zehn Pflegekinder unterschiedlichen Alters, vom Säugling bis zum Ende der Schulpflicht untergebracht, wie etwa in der Pflegefamilie von Frau U.. Das heterogene Alter der in einer Pflegefamilie lebenden Pflegekinder brachte einen häufigen Wechsel der Mitglieder der Pflegefamilie mit sich. Die genaue Anzahl der jeweils in einer Pflegefamilie unterbrachten Pflegekinder ist deshalb mitunter schwierig zu eruieren.

Herr Br. kommentiert die häufigen Wechsel der Familienzusammensetzung folgendermaßen:

„Wir waren die ersten. Und das ist nahtlos übergegangen, wenn jemand weggekommen ist, ist das nächste schon da gewesen.“⁵⁴

Ländliche Pflegestellen gehörten mitunter auch der ländlichen Beamten- und Arbeiterschaft an. In zwei der untersuchten Fälle waren Kinder in einer Arbeiter- bzw. Beamtenfamilie am Land untergebracht, die Mutter war Hausfrau. Der Pflegevater von Frau Z. war Bediensteter bei der Post, Herrn Sch.s Vater war bei der Eisenbahn tätig. Frau Z. beschreibt die familiären Verhältnisse folgendermaßen:⁵⁵

⁵³ Interview Be., S 26, Z 47ff

⁵⁴ Interview Br., S. 2, Z 30f

⁵⁵ Im Jahrbuch der Stadt Wien von 1964 ist angemerkt: „Wesentlich günstiger ist die Entwicklung in den Bundesländern, wo Pflegekinder in der Regel bei netten Arbeiterfamilien in Neubauwohnungen Obhut finden (sic!).“ Jahrbuch der Stadt Wien 1964, hg. von der Gemeinde Wien, Wien 1965, S. 63

„Wir waren Mittelschicht, wir hatten ein schönes Haus, wir waren nicht arm, aber auch nicht reich. Urlaub haben wir nie gemacht, das wäre auch nicht gegangen mit so vielen Kindern.“⁵⁶

In den meisten der städtischen Pflegefamilien waren die Pflegeeltern der InterviewpartnerInnen bereits älter, hatten erwachsene Kinder oder waren kinderlos geblieben. Ein daraus auch resultierender Generationskonflikt wird insbesondere von Frau P. und Frau W. angesprochen.⁵⁷

In einer ideologischen Konzentration auf „Mutterschaft“ und „Mütterlichkeit“ wurde in Großpflegefamilien – sowohl in der Stadt wie am Land – mitunter die Pflegeelternschaft von einer allein stehenden Pflegemutter ausgeübt. Die Pflegemutter von Frau S. war verwitwet, Herrn M.s Pflegemutter geschieden.

Im Unterschied zu Wiener Pflegeplätzen ist auffallend, dass gerade in den ländlichen Großpflegeplätzen Platz und Ausstattung der Räumlichkeiten, Hygiene sowie das kulturelle- und Bildungsniveau nicht entscheidend über dem Herkunftsmilieu der Pflegekinder lag. Es wurde das kulturelle Bildungsniveau der Herkunftsfamilie mitunter sogar unterschritten.

Eine existente räumliche Beengtheit kennzeichnet jedoch die Wohnverhältnisse aller Pflegefamilien insbesondere in den bäuerlichen Großpflegefamilien:

Frau Be. beschreibt die arme und karge Ausstattung sowie die räumliche Enge des Bauernhofes:

„Und wir sind auf einen alten Bauernhof gekommen, da hat es kein Klo gegeben, da hat es gar nichts gegeben. Zwei Zimmer und eine Küche, nicht mehr. Und da hat die Großmutter von denen auch noch gelebt, und ein Zimmer haben wir gehabt.“⁵⁸

Die bäuerliche Wohnung, die gleichzeitig auch als Arbeitsstätte diente, erlebte sie als besonders abschreckend:

⁵⁶ Interview Z., S. 9, Z 44ff

⁵⁷ Seitens der Gemeinde Wien vermerkt, dass „eine gewisse Überalterung bei der Beurteilung der Wiener Pflegefamilien nicht übersehen werden“ dürfe. Vgl. Jahrbuch der Stadt Wien 1967, hg. von der Gemeinde Wien, Wien 1968, S. 72

⁵⁸ Interview Be., S. 8, Z 46ff

„Und ich will nie so werden und nie so leben und drinnen ist Tabak sortiert und abgepackt worden drinnen in der Küche im Winter, nur Dreck und Staub und Dreck.“⁵⁹

Auch die Erzählung von Herrn Br. bezeugt die Enge der räumlichen Verhältnisse:

„(...) Wir haben zu fünft in einem Zimmer geschlafen, das war nicht größer als der Raum hier (Anm. Wohnküche) Doppelbett und drei Betten. Da haben wir zu fünft geschlafen, manchmal mit der Schneiderin, eine alte Frau um die 60, die Kleider gemacht hat. Also fünf Leute waren immer im Zimmer, manchmal sechs.“⁶⁰

Insbesondere bei Besuchen gestaltete sich die räumliche Ausstattung zum Problem für die untergebrachten Kinder, in solchen Fällen stand den Kindern, wie Frau T. berichtet, nicht einmal ein eigener Schlafplatz zu Verfügung:

„Wobei immer wenn jemand da war, ich oder er in der Badewanne schlafen mussten, die war dann halb gefüllt mit Schmutzwäsche, aber was bei uns Schmutzwäsche ist, das ist dort rein. Da war beim Stiegenaufgang ein Kammerl mit Stiefelfetzen das hat penetrant gerochen und das wurde dann in die Badewanne geschmissen, damit wir in der Badewanne schlafen können. Damit uns nicht kalt ist in der Badewanne. Und eine alte Tuchent ohne Überzug, die auch schon gerochen hat.“⁶¹

Die Wohnungen der in Wien unterbrachten Pflegekinder boten zwar die Sicherheit auf einen eigenen Schlafplatz nicht jedoch auf ein eigenes Zimmer. In der Regel bestand die Wohnung aus Zimmer, Küche und Kabinett. Die sanitären Anlagen, d.h Toiletten befanden sich entweder außerhalb der Wohnung, Badezimmer gab es zumeist keines.

Einzig Herr M., untergebracht in einer Wiener Großpflegefamilie⁶², berichtet von einer großen Wohnung, die „ca. 100 m²“ groß gewesen sei und aus „drei Zimmern, Wohnzimmer, Bad, Küche, WC“ bestanden habe, doch habe er sich dennoch das Zimmer mit „zwei weiteren Pflegegeschwistern“ zu teilen gehabt.⁶³

⁵⁹ Interview Be., S. 10, Z 17ff

⁶⁰ Interview Br., S. 4, Z 48ff

⁶¹ Interview T., S. 4, Z 56ff

⁶² Für Wiener Großpflegefamilien stellte die Gemeinde Wien in den 1960er Jahren Wohnungen in Neubauten zur Verfügung, die eigens für diesen Zweck geplant wurden. 50% der Mietkosten übernahm das Wiener Jugendamt. Vgl. Jahrbuch der Stadt Wien 1961, hg. von der Gemeinde Wien 1962, S. 72

⁶³ Interview M., S. 3

Angesichts der räumlichen Beengtheit der Wohnverhältnisse und fehlender Privatsphäre kam es in fast allen untersuchten Pflegefamilien zu regelmäßigen Verletzungen der Intimsphäre:

Frau P., die ihre tägliche Hygiene in der Küche, die ein Durchgangszimmer war, zu verrichten hatte, erzählt von beschämendem Umgang mit ihrer Pubertät:

„Und ich war grade dabei mich in der Küche zu waschen am Abend und auf einmal klopft es an der Tür. Und da habe ich bitterlich geweint und meine Mutter: „Was plärrst du so hysterisch? Ist ja ganz normal! Was tust du jetzt?“ Sage ich: „Schau, mir rinnt das Blut runter.“ Sagt sie, nein, das ist nichts, mach dir da keine Gedanken. Dann kam sie mit einer Stoffwindel gelaufen gekommen und sagte: „Das gib jetzt in die Hose hinein und mach jetzt kein Theater, weil die Nachbarn stehen schon vor der Tür!“ Aber dass sie mir irgendwas gesagt hätte, gar nichts“.⁶⁴

Motive für die Übernahme von Pflegekindern lassen sich angesichts der Interviews - insbesondere der in Großpflege untergebrachten Kinder - überwiegend als finanziell motiviert ausmachen. Anzumerken ist, dass die für den Untersuchungszeitraum festzustellenden Beweggründe Pflegeelternschaft auszuüben, auch Gespräche mit Pflegeeltern vorausgesetzt hätte.

Die ehemalige Fürsorgerin Frau E., bereits in den 1950er Jahren als Verbindungsfürsorgerin in der KÜST tätig, vermutet ebenfalls ökonomische Motive als Grundlage für die starke Nachfrage nach Wiener Pflegekindern:

„Es ist aber dann so weit gewesen, dass wir weder Heimplätze noch Pflegeplätze gehabt haben (...) Und da hatten wir in (Jennersdorf) ungefähr 200 Pflegekinder, und das war ein sehr armes Dorf, man muss sich vorstellen, zum Nachbar ist jeden Monat ein Geldbriefträger gekommen und hat ihm ein Geld gebracht, (...) hat den Nachbarn natürlich gedacht, na also das kann ich auch. Ein Kind rennt mit. (...) Und die Kinder haben aber zum Teil ziemlich schwer arbeiten müssen. Ich kann mich erinnern, wenn so Landpflegekinder, die, zurückgekommen sind, hab ich immer in die Hände gegriffen, die waren oft ganz verarbeitet, (es so) hineingegriffen, und da waren eben dann solche Missstände, dass wir alle 200 abgezogen haben auf ein Mal. Den ganzen Ort gesperrt haben. Ja das war eine arme Gegend. Die haben das genommen, so wie man halt eine Ziege oder eine Kuh nimmt.“⁶⁵

⁶⁴ Interview P., S. 15, Z 12ff

⁶⁵ Interview Frau E., Privatarchiv Gudrun Wolfgruber

2.2.1 Die Versorgung mit Nahrung

Essensentzug und Essenszwang als Bestrafungsmaßnahmen stellen zentrale Themen der Erzählungen der InterviewpartnerInnen dar (siehe Kap. Gewalt). Hunger und Nahrungsmangel werden hingegen kaum thematisiert. Vielmehr die schlechte Qualität der Nahrung, die das Essen der Kinder kennzeichnete. Zudem werden als eine spezifische Form psychischer Gewalt differente Nahrungsverteilungen in der familiären Hierarchie, an deren letzte Stelle die untergebrachten Pflegekinder gereiht waren, artikuliert:

Dies zeigt die Erzählung etwa von Herrn Br.:

„Wir haben ein extra kleines Tischerl gehabt, wo das Essen hinunter gekommen ist. Essen relativ, man hat nicht Hunger leiden müssen, aber es war „bäh.“⁶⁶

Ebenso erinnert er sich an die fehlende Achtsamkeit in Bezug auf den Konsum alkoholischer Getränke seitens der Pflegekinder:

„Getrunken haben wir Alkohol, Most, bis zur Bewusstlosigkeit, wenn wir Durst hatten. Wenn wir Apfelmost holen gegangen sind in den Keller, dort war es schön kalt, Pipn auf und getrunken, getrunken, getrunken. Dann haben sie gelacht, weil du unten im Keller geschlafen hast.“⁶⁷

Herrn M.s Erinnerung nach, wären die Haustiere von seiner Pflegemutter mit besserer Nahrung versorgt worden als die Pflegekinder:

„Am besten ist es den Katzen gegangen. Die hatte zwei. Denen ist es am besten gegangen. (...) Da ist sie hinunter gegangen, da war unten an der Ecke ein Fleischhauer, ein Greißler. Da hat sie die Leber geholt, die sie daheim angeröstet hat und du bist drinnen gesessen (...) Die Kinder haben einmal im Monat Fleisch zu essen bekommen: Da hat es ein Schnitzel gegeben oder was. Aber die Katzen haben jeden Tag ihre Leber bekommen mit ein wenig Reis dabei.“⁶⁸

Frau S. - untergebracht an einem großen Bergbauernhof – erinnert sich daran, dass „zum Essen (...) natürlich nie viel da“ gewesen sei, obwohl die anderen

⁶⁶ Interview Br., S. 6, Z 20ff

⁶⁷ Interview Br., S. 6, Z 32ff

⁶⁸ Interview M., S. 16, Z 13ff

Mitglieder der Bauernfamilie „genug gehabt haben.“⁶⁹ Dies führt sie auf ihren Status als Pflegekind zurück:

„Aber wir waren wahrscheinlich Pflegekinder, ja pf. Hunger haben wir immer gehabt. Wir sind zu den Nachbarn in den Garten eingestiegen und haben halt dort des Obst gefladert.“⁷⁰

Süßigkeiten habe auch nur der im Hause lebende Enkel bekommen, während sie und ihr Bruder sich immer „durchwursteln“ hätten müssen:

„Ich meine, wir haben uns selber durchwursteln müssen. Süßigkeiten, so etwas haben wir nicht gekannt. (...) Also Bananen, Orangen, das habe ich erst mit acht Jahr in Wien kennen gelernt, das hat es dort gar nicht gegeben. Obst haben wir sehr viel gehabt. Wir durften uns nur nichts vom Baum nehmen, nur alles, was halt runter gefallen ist, da warn immer Würmer drinnen. Die wollten wir ja nicht.“⁷¹

In ihrer Erzählung wird der erlittene Hunger als Alltagserfahrung wiederholt thematisiert.

„Wir haben den Wald daneben gehabt, waren viel im Wald, das verbindet mich heute noch, also der Wald, das ist für mich irgendwo Entspannung. Und dort haben wir halt Erdbeeren gefunden, diese Walderdbeeren und irgendwer hat uns gesagt, das kann man essen, naja und dann merkt man sich so was etwas. Da wir immer Hunger gehabt haben, haben wir gewusst, wo wir was finden zum Essen. Also wir warn schon immer sehr kurz gehalten. Es ist der Topf in die Mitte gestellt worden, jeder einen Löffel in die Hand – wenn du Pech gehabt hast, hast halt nur drei Löffel gekriegt und das wars.“⁷²

Zu essen gegeben habe es das, was am Hof selber erwirtschaftet wurde. Satt essen habe sie sich nicht können, weshalb ihr eine Speise heute besonders gut in Erinnerung ist:

„Und da hat es immer einen Blutsturz und Polenta gegeben, ah das habe ich geliebt. Das war gut. Ja, ich mag auch Polenta heute noch, weil das war das Einzige, wo ich wirklich mich anessen hab können, weil das hat wahrscheinlich den anderen nicht so geschmeckt, aber das war für mich wie ein Feiertag.“⁷³

⁶⁹ Interview S., S. 2, Z 48f

⁷⁰ Interview S., S. 2, Z 50ff

⁷¹ Interview S., S. 3, Z 77ff

⁷² Interview S., S. 6, Z 17ff

⁷³ Interview S., S. 9, Z 24ff

Angesichts der Tatsache, der im Alltag auf das Notwendige reduzierten Versorgung mit Nahrung, erschienen - wie sich Frau U. erinnert - Süßigkeiten als besonders ersehnter Luxusartikel:

„Und die B., eine meiner Ziehschwestern, musste einmal mit meiner Pflegemutter ihr Zimmer machen und da hat sie 100 Schilling erwischt und sich eingesteckt. Und wir haben ja kein Geld gekannt. Da sind wir in die Schule gelaufen und wollten einkaufen. Da haben die im Geschäft natürlich gesagt: „Wo haben die denn das Geld her?“ Ist ja logisch, das ist ja aufgefallen! (...) Und da haben wir Zuckerl gekauft und beim Heimgehen, hatten wir so viel voll, für die anderen Kinder, dass wir es bis zu Hause nicht weggebracht haben. Und dann hast du zu Hause zu essen bekommen, aber ich wollte nicht, da musste ich aber essen, dann bin ich speiben gegangen. Und wie sie uns draufgekommen ist, da haben wir alle Schläge bekommen, das war nicht schön, aber gut war's.“⁷⁴

Feste wie Weihnachten oder Ostern boten hingegen die Chance mitunter ersehnte Süßigkeiten und im Alltag nicht zur Verfügung gestellte Nahrungsmittel zu erhalten:

„Ein gekochtes Ei und eine kleine Schokolade. Da hat es so eine Graskammer gegeben und da war mein Geschenk drinnen und ich suche und suche und wir hatten einen Hund und der Hund hat meine Schokolade gegessen! (...) Und ich geheult „mein Schokolade!“ Das war einmal im Jahr, dass du Schokolade bekommen hast. Passt, da hat er den gefressen, bist du mit dem Ei abgespeist worden, statt dass sie hergegangen wäre und gesagt hätte „pass auf, da hast noch eine Schokolade.“⁷⁵

Nachträglich betont Frau U.: *„Ja, das bleibt dir ja in Erinnerung, dass du einmal Schokolade bekommen hast, das hat sich ja eingebraunt, weil das so selten war.“⁷⁶*

Auch Frau Be. erinnert sich an die Besonderheit außerhalb des Alltags erhaltener Süßigkeiten:

⁷⁴ Interview U., S. 18, Z 53f

⁷⁵ Interview U., S. 18, Z 12ff

⁷⁶ Interview U., S. 19, Z 23f

„Und es hat auch nie etwas Süßes gegeben, weder Schokolade noch sonst was.“⁷⁷ (...)Aber immer wenn Besuch gekommen ist, die Schwestern vom Ziehvater aus Graz, die haben uns immer was mitgebracht, so kleine Schokoladen, da haben wir uns immer gefreut.“⁷⁸

Frau Z., ebenfalls in Jennersdorf in einer Großpflegefamilie nicht bäuerlichen Milieus untergebracht, zeigt sich als einzige in einer Großpflegefamilie untergebrachte Interviewpartnerin zufrieden über die Nahrungsversorgung:

„Zum Essen hatten wir immer genug. Darauf hat sie immer geschaut, dass genug da ist. Es war sicher ein einfaches Essen, aber es war immer genug. Salat gab es immer und was eben grade da war und das hast du gegessen und du warst zufrieden damit. Und am Sonntag haben wir uns immer schon gefreut, wenn es ein Hendl gegeben hat.“⁷⁹

Auch in der Erzählung von Frau W., die als Einzelkind in einer Wiener Pflegefamilie untergebracht war, finden sich keine Anmerkungen über eine Unterversorgung oder mangelhafte Nahrung:

„Haben wirklich gut gekocht, kann ich nichts sagen. Ich habe da das erste Mal Ovomaltine getrunken, weil der Dentist gemeint hat, weil die Zähne so schlecht waren, wahrscheinlich Vitaminmangel, habe ich Ovomaltine bekommen. Also das hat alles gepasst.“⁸⁰

Materielle Zuwendungen, die über den Mindestversorgungsbedarf hinausgingen - trotz dafür zu Weihnachten seitens des Jugendamtes zu Verfügung gestellter Sonderzahlungen -, wie etwa Spielsachen, etc. vermissten fast alle in bäuerlichen Großpflegefamilien untergebrachten Kinder.

Frau Be. erzählt von der erfinderischen Praxis, fehlende Spielsachen durch Selbstgebasteltes zu ersetzen:

„Wir haben immer wenn das Heu gekommen ist, da ist oben so ein großer Baum nieder gelegt worden und ein Seil drüber und das Seil war immer meine Puppe, dem Seil habe ich ein Kopftuch aufgesetzt und diese Sachen waren dann meine Puppe.“⁸¹

⁷⁷ Interview Be., S. 18, Z 49

⁷⁸ Interview Be., S. 19, Z 28f

⁷⁹ Interview Z., S. 7, Z 14ff

⁸⁰ Interview W., S. 5, Z 22ff

⁸¹ Interview Be., S. 10, Z2ff

Für die gemeinsam in einer ländlichen Großpflegefamilie aufgewachsenen Geschwister, Herr Br. und Frau T., habe es zwar Geschenke gegeben, doch hätten diese weniger ihren eigenen Wünschen entsprochen, sondern wären vielmehr im Hinblick auf die Funktionalität in Bezug auf die weiteren Kinder ausgewählt worden. Die Geschenke mussten immer geteilt werden.

„Also ein persönliches Geschenk hat es nicht gegeben. Gesellschaftsspiele vielleicht, da ist ein Mensch-ärgere-dich-nicht gekauft worden und das hat der Karli bekommen und dann haben alle gespielt damit.⁸² (...) Oder eine Puppe, mit der dann die zwei Madln gespielt haben. Es waren immer Gemeinschaftsgeschenke. Etwas Persönliches hat es nie gegeben. Wie gesagt, von den Pflegeeltern her.“⁸³

2.2.2 Die Versorgung mit Kleidung

Im Unterschied zu in Wien untergebrachten Pflegekindern, deren Versorgung mit Bekleidung bis in die 1970er Jahre durch direkte Zuteilungen der Gemeinde Wien geregelt war, erhielten am Land in Pflege untergebrachte Kinder zweimal jährlich ein eigens dafür vorgesehenes Kleidergeld. Die Verantwortung über die Beschaffung der Bekleidung lag somit in der Verantwortung der Pflegeeltern. „Bei den Pflegekindern war es so, die haben nie Kleidung direkt bekommen, sondern zweimal im Jahr Geld für Kleidung. Das Pflegegeld wurde 16 Mal ausbezahlt, einmal mit Weihnachts- und Urlaubsgeld und zweimal mit Bekleidungs-geld.“⁸⁴

Wie die folgenden Erinnerungen zeigen, wurde auf diesen Versorgungsbereich – aus überwiegend monetären Interessen – nur wenig Sorgfalt verwandt:

Frau Be. erinnert sich daran heute noch peinlich berührt:

„Wir haben gar nix gehabt. Gewand ist am Fetzenmarkt (Flohmarkt) eingekauft worden für uns. Wir haben nie ein neues Gewand bekommen.“⁸⁵

⁸² Interview T., S. 13, Z 23ff

⁸³ Interview Br., S. 13, Z 28ff

⁸⁴ Interview C., S. 16

⁸⁵ Interview Be., S. 22, Z 10ff

Auch die Tatsache, dass ihre Pflegeeltern offensichtlich kein Geld für die Bedürfnisse der Pflegekinder verwenden wollten, nicht einmal für den erforderlichen Schulbedarf, ist Frau Be. noch heute Erinnerung:

„Da wurde kein Euro ausgegeben! So wie bei mir z.B. in der Schule, wenn du ein Heft gebraucht hast, daheim wenn du das gesagt hast, hast du Schläge bekommen und bist niedergeschissen worden und alles, dann bist du wieder ohne Heft in die Schule, und drinnen hast du auch wieder eine drüber bekommen. Das ist ein ewiges Dings.“⁸⁶

Auch Frau U. kann sich nicht erinnern, *„dass die Pflegemutter mit uns mal Gewand kaufen gegangen wäre, überhaupt nie.“⁸⁷*

Stattdessen wurden sie und ihre Pflegegeschwister von einer wiener Verwandten der Pflegeeltern mit Kleidung ausgestattet, die jedoch auch von einer Geringschätzung den Pflegekindern gegenüber zeugt und diese in der Öffentlichkeit als Pflegekinder identifizierbar macht:

„Eine Verwandtschaft vom Pflegevater, wenn sie gekommen ist, drei-, viermal im Jahr, ist sie mit solchen Schachteln gekommen. Die Bäckerhosen, da haben sie uns immer ausgelacht in der Schule, die Pflegekinder kommen mit den Bäckerhosen! Das war eine weiße Hose mit so einer Schürze und so sind wir in die Schule gegangen. Und die hat immer gebrauchte Sachen gebracht aus Wien.“⁸⁸

In der Pflegefamilie, in der die Geschwister Herr Br. und Frau T. untergebracht waren, wurde ebenfalls an Ausgaben für Kleidung gespart:

„Da ist einmal im Jahr die Schneiderin gekommen, da sind so Flanellhemden gemacht worden und Klapphosen und das war's. Kleider, Kleiderschürzen, was halt // Bei uns hat es immer gegeben ein Gewand für zu Hause, ein Gewand für die Schule und für den Sonntag.“⁸⁹

Auch die Ausstattung mit Schuhen, bzw. das Gebot nach deren Schonung lässt die Kinder immer wieder frieren:

⁸⁶ Interview Be., S. 5, Z22ff

⁸⁷ Interview U., S. 22, Z13f

⁸⁸ Interview U., S. 22, Z 20ff

⁸⁹ Interview Br., S. 8, Z26f

„Das heißt im Winter hatten wir Winterschuhe, und im Sommer Sandalen, ein Paar. Die hast du in die Schule und in die Kirche angezogen und zuhause bist du barfuss gegangen. Wir haben im Herbst so kalte Füße gehabt, dass wir in die Kuhfladen hinein gestiegen sind, damit die Füße warm waren.“⁹⁰

Der in einer Wiener Großpflegefamilie untergebrachte Herr M. hatte ebenfalls unter mangelhafter Hygiene sowie unzureichender Ausstattung mit Kleidern und Schuhen gelitten:

„Da hat einer das Gewand ausgezogen und der andere hat es angezogen, damit sie sich was erspart und nichts kaufen gehen braucht und lauter so Sachen halt.“⁹¹

Heute macht er der Pflegemutter den Vorwurf, das Pflegegeld weniger für die Pflegekinder, sondern vielmehr für sich selbst ausgegeben zu haben:

„Von dem Geld hätte sie uns eigentlich anziehen müssen. Aber da hatten sie ein paar Tennisschuhe, mit denen sind sie gerannt bis sie ihnen runter gefallen sind, von den Füßen.“⁹²

Von Seiten jener InterviewpartnerInnen, die in Wien in Einzelpflege untergebracht waren, wurde die Beschaffenheit ihrer Kleidung weniger im Hinblick auf Mangelhaftigkeit, sondern vielmehr angesichts der daraus resultierenden offensichtlichen Erkennung ihres Status als Pflegekind thematisiert. Im Unterschied zu ländlichen Pflegeplätzen, in denen die Verantwortung über Kleiderauswahl bei den Pflegeeltern lag - waren es die Fürsorgebehörden selbst, die diese Form der Stigmatisierung forcierten.

Frau P. erinnert sich, sich immer wieder für ihre Kleidung geschämt zu haben:

„In der Kinderübernahmestelle in der Lustkandlgasse, da hat es ja zweimal im Jahr Kleidung gegeben, ein Winter-, und ein Sommergewand. Und das war natürlich nicht das Gewand was die Kinder in der Zeit getragen haben. Da waren die Mädchenschuhe noch bis zu den Knöcheln rauf zum Schnüren und die Röcke bis über die Knie. Das musste ich anziehen.“⁹³

⁹⁰ Interview Br., S. 8, Z 29ff

⁹¹ Interview M., S. 4, Z 9ff

⁹² Interview M., S. 4, Z 23ff

⁹³ Interview P., S. 11, Z 23ff

Auch die ehemalige Verbindungsfürsorgerin Frau D. berichtet noch heute mit Ärger über die damalige Praxis der Kleiderversorgung von Wiener Pflegekindern:

„Als ich angefangen habe in der KÜST, da habe ich mich mit ein paar Kolleginnen in meinem Alter irrsinnig aufgeregt, weil es gab ein Beschaffungssamt bei der Gemeinde Wien, wo alles eingekauft wurde, auch die Kleider der Kinder. Und wenn sie in eine Schule gekommen sind, dann waren die Pflegekinder zu erkennen. Die haben klobige schwarze hohe Schuhe angehabt, ein blaues Oberteil und die Mädchen einen kurzen schwarzen Rock, die Buben eine kurze schwarze Hose. Das war die Uniform der Pflegekinder.“⁹⁴

2.2.3 Die hygienische Versorgung

Alle in bäuerlichen Großpflegefamilien untergebrachten InterviewpartnerInnen erzählen von mangelhafter körperlicher Hygiene bzw. fehlender Möglichkeiten eine solche überhaupt durchführen zu können, insbesondere im Hinblick auf ihre Zahnpflege. Frau U., die seitens ihrer Pflegemutter *„nie einen Schilling bekommen, gar nichts“* bekommen habe, erinnert sich *„ja nicht mal Zahnpasta oder Zahncreme“* gekannt zu haben.⁹⁵ Auch Frau T. hebt hervor, niemals beim Zahnarzt gewesen zu sein und auch keine Zahnbürste gehabt zu haben. Herrn Br. zufolge hätten die Pflegeeltern dafür kein Geld ausgeben wollen: *„Nein, so was hat man gar nicht gehabt. Zu teuer! So was hast du nicht gekannt!“⁹⁶*

Das einmal wöchentliche Bad als eine Kollektiverfahrung ist den Geschwistern in ambivalenter Erinnerung:

„Wir sind am Samstag gebadet worden, der erste Bub hinein, mit Seife und Bürste geschrubbt // Ja, oder auch zu zweit. Da sind dann vier oder fünf Buben baden gegangen in einem Wasser, das war eine Drecklagune. Das war so. // Ich weiß nicht, ob die überhaupt Wasser gewechselt haben. (...) Aber Buben und Mädels sind getrennt gebadet worden, aber mit dem gleichen Wasser. Aber im gleichen Wasser, denn das ist dann ausgelassen worden, wenn die Erwachsenen sich gebadet haben.“⁹⁷

⁹⁴ Interview D., S. 8, Z 14ff

⁹⁵ Interview U., S. 18, Z 37f

⁹⁶ Interview Br., S. 18, Z 45f

⁹⁷ Interview Br. S. 18 Z 45f

Die Unterbringung in den diversen Typen von Pflegefamilien ebenso wie der weitere biografische Lebensverlauf gestaltet sich für die betroffenen Kinder durchaus unterschiedlich.

Ein Teil der interviewten Personen war vor oder nach der Pflegefamilie auch in einem Heim der Gemeinde Wien oder einem privaten Vertragsheim untergebracht.

2.2 Die Versorgung der Pflegekinder

Sollte das den Pflegeeltern für ihre Kinder zu Verfügung gestellte Pflegegeld sowie zusätzliche finanzielle und materielle Zuwendungen für Kleidung, Schulbedarf etc. seitens des Wiener Jugendamtes die positive Versorgung der Wiener Pflegekinder sicherstellen, so erweisen sich die erzählten Erfahrungen ehemaliger Pflegekinder vielfach von diesen Intentionen abweichend. Insbesondere in den Erzählungen von in Großpflegefamilien, allen voran am Land in bäuerlichen Pflegefamilien, untergebrachter ehemaliger Pflegekinder werden mangelnde Versorgungsleistungen hygienischer als auch materieller Versorgung durch ihre Pflegeeltern thematisiert. Diese Erfahrungen mangelhafter Versorgung spiegeln sich in allen Alltagsbereichen wieder.

Die Frage nach tatsächlicher angelegener Versorgung und Pflege (Kleidung, Nahrung, Körperpflege und Hygiene etc.) gestaltet sich vielmehr als eine Frage nach der bewussten Zuteilung von Versorgungsleistungen als nach der einer Pflegefamilie tatsächlich zur Verfügung stehender Ressourcen. (vgl. Kap. Psychische Gewalt)

Im Folgenden wird insbesondere die materielle Versorgung von Pflegekindern in den Blick genommen, zumal Erfahrungen psychischer Ver- bzw. Unterversorgung in den Kapiteln „Gewalt“, als auch „Beziehungen und Bindungen“ integriert sind. Anzumerken ist, dass gerade der physische Versorgungsbereich seitens der Fürsorge in den Blick genommen werden sollte. Wie die Erzählungen zeigen, kam es zu gravierenden Abweichungen von einem seitens der Fürsorge gefordertem Mindestmaß an Ernährung, körperlicher Pflege und Hygiene.

2.3.1 Bildung- und Ausbildung

Mit Ausnahme einer Interviewpartnerin, Frau W., geb. 1961, die bei Wiener Pflegeeltern in Einzelpflege untergebracht war und sechs Klassen Gymnasium absolvierte, besuchten alle InterviewpartnerInnen – unabhängig ihres Geschlechts sowie des Aufenthaltsortes – im Anschluss an die Volksschule die Hauptschule. Unabhängig vom Zeitpunkt ihrer Unterbringung in Pflege noch ihrer Unterbringung in Wien oder am Land, besuchte kein Pflegekind einen Kindergarten oder eine Vorschule.¹⁰¹

Eine Allgemeine Sonderschule besuchte nur Herr M., geb. 1958, der zuvor in mehreren Heimen und zum Zeitpunkt seines Schuleintrittsalters in der Wiener Kinderübernahmestelle untergebracht war. Die Fürsorge, so Herr M., habe sich für die schulische Ausbildung von Heim- und Pflegekindern nicht weiter interessiert, *„weil sich da keiner gekümmert hat oder sonst etwas. Da sind sie einfach in die Sonderschule abgeschoben worden.“*¹⁰²

Für Frau Z., geb. 1967, wurde auf Grund einer sprachliche Behinderung, verursacht durch Wucherungen in der Nase sowie eines konstatierten Sprachfehlers (Rotazismus) seitens des Wiener Jugendamtes der Besuch einer Allgemeinen Sonderschule (ASO) in Erwägung gezogen und überlegt, das Mädchen in einem Heim in Wien unterzubringen.¹⁰³ Im Kinderakt ist jedoch festgehalten, dass *„die Pflegemutter dann die Minderjährige behalten wird, wenn ASO Bedürftigkeit bereits feststeht.“* Auf Initiative ihrer damaligen (zweiten) Pflegemutter, die *„eine geschickte Hausfrau und den Kindern sehr zugetan ist“*,

¹⁰¹ Dies erklärt sich aus der Tatsache, dass die Wiener Pflegemütter keiner entlohnten Berufsarbeit nachgingen und für die Erziehungsarbeit der Pflegekinder verantwortlich gemacht wurden. Zudem wurde in den 1950er bis 1960er Jahren auf die Bedeutung der außerschulischen Förderung noch geringes Augenmerk gelenkt, der Kindergartenbesuch vielmehr als notwendiges Erfordernis zur „Bewahrung“ von Kindern berufstätiger Mütter angesehen. Allerdings habe *„die Vollbeschäftigung im Jahre 1955 bei gleichzeitiger immer größerer Aufnahme junger Mütter in den Produktionsprozess (...) zu einer neuerlichen Belastung der Jugendfürsorge“* geführt. Dies habe eine *„stärkere Benützung der Kinderkrippen, Krabbelstuben, Kindergärten und Horte“* mit sich gebracht. Jahrbuch der Stadt Wien 1955, hg. von der Gemeinde Wien, Wien 1956, S. 80

¹⁰² Interview M., S. 4, Z 44

¹⁰³ Kinderakt Z., Schulreifepfung durch den Schulpsychologischen Dienst: Intelligenztest nach Binet-Simon-Kramer vom 14.11.1973

besucht das Mädchen jedoch folgend die Volksschule und bleibt im Verband der Pflegefamilie.¹⁰⁴

Entscheidungsgrundlage für einen Schuleintritt bildete ein sog. Schulreifetest, welcher der damaligen Zeit entsprechend primär an normierten entwicklungspsychologischen und intellektuellen Kriterien ausgerichtet war. Diese sind in den Kinderakten ausführlich dokumentiert. Das soziale Umfeld und die vorangegangenen biografischen Erfahrungen der Kinder bleiben dabei unberücksichtigt.

Oblag die Einstufung den PsychologInnen und Fürsorgerinnen der Wiener Kinderübernahmestelle, so lag die Entscheidung über die Auswahl des Schultyps, d.h. die weitere schulische Karriere, in den Händen des Leiters der KÜST. Frau D., Verbindungsfürsorgerin in der KÜST, erinnert sich, dass *„Sonderschule oder Gymnasium musste vom Chef der KÜST bewilligt werden unter psychologischer Einschätzung. (...) wenn das eine Normalschule war, hat sich der Chef der KÜST nicht eingemischt.“*¹⁰⁵

Für Wiener Pflegekinder, die am Land untergebracht waren, wurden die Schulreifetests durch die Verbindungsfürsorgerin der KÜST gemeinsam mit einer Psychologin im Zuge ihrer jährlichen Kontrollbesuche durchgeführt. Frau D., in den 1960er Jahren als Fürsorgerin mit dieser Aufgabe betraut, erinnert sich an die Schwierigkeit der Einschulung ländlicher Pflegekinder auf Grund fehlender intellektueller Förderung seitens der Pflegeeltern:

*„Ich kann mich erinnern, dass die meisten Kinder ja gar nicht mit Bleistift und Papier umgehen konnten und die Psychologin hat ihnen dann gezeigt wie das geht. Beim Ausfüllen dieser Bögen musste man einen Rand rundherum zeichnen mit so Schlingen. Keine Rede davon, wir waren froh, wenn die Kinder den Bleistift richtig in die Hand genommen haben. Auch der Sprachschatz, weil keiner hat ihnen etwas vorgelesen. Da gab es auch kein Buch in so einer einfachen Bauernwirtschaft. Die haben ja auch gar keine Zeit gehabt für so was. Aber dafür konnten die Kinder einen Nagel einschlagen und ein Holzbrett absägen. (...) Es ist ja auch der Wortschatz dieser Kinder ein ganz anderer. Die wissen was ein Traktor ist, aber Aufsätze schreiben, das geht nicht.“*¹⁰⁶

¹⁰⁴ Kinderakt Z., Bericht über die Erhebung vom 28.07.1974

¹⁰⁵ Interview D., S. 2, Z 11f; 28f

¹⁰⁶ Interview D., S. 13, Z 9f; S. 18, Z 5f

Insbesondere in den ländlichen Gebieten war der Schulbesuch jedoch weniger von den tatsächlichen Fähigkeiten und Voraussetzungen der Kinder, sondern von den nach örtlichen Gegebenheiten zu Verfügung stehenden Schulen bestimmt.

2.3.2 Der Schulbesuch

In den Erzählungen der InterviewpartnerInnen finden Schulbesuch und schulischer Alltag zumeist kaum Erwähnung. Vielmehr sind Erfahrungen des schulischen Alltags überwiegend eingebettet in Berichte über erfahrene Diskriminierungen im gesamtgesellschaftlichen Umfeld. Frau Be. erinnert sich rückblickend: *„Wir waren immer die Fürsorgekinder, das haben wir gespürt. Wir waren andere Leute.“*¹⁰⁷

Die InterviewpartnerInnen berichten fast übereinstimmend von Benachteiligungen und Erfahrungen des Ausgeschlossenwerdens seitens der Lehrer als auch mitunter der MitschülerInnen. Auf Grund äußerlicher Merkmale, insbesondere ihrer ärmlichen, unmodernen und mitunter schäbigen und ungepflegten Kleidung - trotz dafür zu Verfügung gestellter Mittel seitens des Wiener Jugendamtes - wurden sie, wie die Erzählungen bezeugen, als „Pflegekinder“ verspottet und stigmatisiert:

Dass er ein Pflegekind ist, sei ihm, wie Herr M. betont, in der Schule egal gewesen. Doch hätten sie ihn in der Schule schon unterschieden, *„alleine schon wie sie angezogen sind.“*¹⁰⁸

Frau Z., die ab 1975 die Volksschule in Jennersdorf besuchte, erinnert sich an Entwertungen in der Schule auf Grund ihres Status als Pflegekind:

*„Das war das gleiche wie in der Lehrzeit (...) Zuerst hast du das nicht so mitbekommen, aber gehänselt wirst du schon sehr als Pflegekind in der Schule schon. Ja, die waren schon gehässig: „Was willst du? Du bist ein Pflegekind, du musst froh sein, dass du überhaupt da sein darfst!“*¹⁰⁹

Auch Herr Sch., ebenfalls ehemaliger Schüler in Jennersdorf, erzählt von differenter Behandlung in der Schule. So wären vor allem in Fällen von

¹⁰⁷ Interview Be., S. 20, Z 8

¹⁰⁸ Interview M., S. 12, Z 5

¹⁰⁹ Interview Z., S. 31, Z 32ff

Raufereien der Kinder untereinander immer wieder die Pflegekinder vielfach zu Unrecht für „Vergehen“ verantwortlich gemacht und seitens der Lehrer bestraft worden:

„Und da waren es natürlich immer wir, die Pflegekinder. Wir waren immer schuld. Das war dann auch immer etwas anderes als bei den anderen, überall und ist gleich erzählt worden.“¹¹⁰

Deshalb habe er auch immer gefürchtet, ebenso wie sein Pflegebruder, der auf Grund schlechter schulischer Leistungen sowie Auffälligkeiten in der Schule vorübergehend nach Wien gebracht und in das Kinderheim Wilhelminenberg überstellt wurde, in ein Heim zu kommen.¹¹¹

Seitens der Lehrerschaft – so die Zeugnisse vieler in bäuerlichen Großpflegefamilien untergebrachter Kinder – habe es keine Förderung der Pflegekinder gegeben, wären sie im Klassenverband einfach ignoriert oder benachteiligt worden. Herr Br. erinnert sich an seinen Lehrer sowie den Schuldirektor seiner Volksschule in der Südsteiermark:

„Und die haben ja die Pflegekinder so gern gehabt (mit ironischer Stimme sprechend). Wir waren gute Knechte, wir haben nur bis zehn zählen brauchen, mehr brauchten wir nicht lernen, das war's. Pflegekinder wollten sie überhaupt nicht zum Lernen. Wir sind oft von der Schule abgeholt worden zum Arbeiten, die Lehrer wussten das, die haben das gut geheißt.“¹¹²

Bestrafungen in der Schule hatten mitunter auf Grund des Kontaktes zwischen Schule und den Pflegeeltern weitere Gewalt zu Folge:

„Wie gesagt, die Lehrer haben genauso hingeschnalzt wie alle. (...) Wenn du von denen eine Watschn bekommen hast und heimgekommen bist und geblutet hast, dann hat er gesagt „was hast denn angestellt, dass dir der Lehrer eine geschossen hat?“ Dann hast du es ihm gesagt und hast zu Hause noch einmal Hiebe bekommen.“¹¹³

Hätten die Lehrer - so Frau U., ebenfalls in einer Großpflegefamilie in der Südsteiermark untergebracht - von Schlägen, Misshandlungen und dem

¹¹⁰ Interview Sch., S. 3, Z 7, vgl. Kinderakt Sch.

¹¹¹ Interview Sch., S. 2, Z 26

¹¹² Interview Br., S. 5, Z 45ff

¹¹³ Interview Br., S. 10, Z 46ff

Arbeitseinsatz der Pflegekinder in der Pflegefamilie Kenntnis gehabt, so hätten sie nichts dagegen unternommen:

„Das ist den Lehrern wurscht gewesen. Die haben da voll mitgezogen. Wenn wir heimgekommen sind, haben wir schon unsere Watschen bekommen und noch nicht einmal gewusst wegen was. Da hat die Lehrerin schon angerufen.“¹¹⁴

Auch Herr Bo., der mit 11 Jahren von der bäuerlichen Pflegefamilie aus der Südsteiermark zu einer Wirtsfamilie ins Südburgenland gebracht wurde und auf Grund der vielen Arbeit schlechte schulische Leistungen erbrachte, erinnert sich an brutale Erziehungsmethoden der Lehrer:

„Da hat es Hiebe gegeben genug. Eine Frage nicht gekonnt, eine vorn, zwei Fragen nicht gewusst, zwei. Mit dem Rohrstaberl! Und drei von hinten! Das war so ein langes Staberl, das hat einen Schnalzer gemacht, das haben sie bis hierher gehört. Das hat so einen Ton gegeben, wie eine Musik. Das hat schon wehgetan. Da habe ich mir eh gedacht, wenn ich den mal wieder sehe. (...) Natürlich habe ich die meisten Hiebe bekommen, war ja klar, weil ich nichts gekonnt habe.“¹¹⁵

In Ausnahmefällen gestaltete sich jedoch der Kontakt mit Lehrern zu einer einschneidenden positiven Erfahrung, die als Vertrauenspersonen eines Pflegekinds in bestehende Pflegeverhältnisse eingriffen und Partei für die Kinder ergriffen.

Im Zuge eines örtlichen Schulwechsels von der Volks- in die Hauptschule erfährt Herr Br. eine positive Zuwendung und große Aufmerksamkeit seitens eines Lehrers, welchem er sein Leid in der Pflegefamilie anvertraut. Im Unterschied zu den anderen LehrerInnen schreitet dieser ein und kontaktiert die Pflegeeltern:

„Der hat gesagt: „Wenn ich irgendwas höre oder sehe, ich zeige euch sofort an!“ Da haben sie sich dann nicht mehr getraut. Das waren ja wirklich Hinterweltler. Wenn dort einer gekommen ist, der ihnen Parole geboten hat, dann sind sie zusammen gebrochen. (...) Der war immer für die Schwächeren da und das waren immer seine Buben. Der hat mir auch das Zieharmonika- und Hammond-Organ-Spielen gelernt. Da haben wir immer gesungen und gespielt. Der war ein Wahnsinn der Lehrer. Wenn er nur ein paar Jahre früher gekommen wäre!“¹¹⁶

¹¹⁴ Interview U., S. 9, Z 48ff

¹¹⁵ Interview Bo., S. 5, Z 29ff

¹¹⁶ Interview Br., S. 12, Z 39ff

Im Zuge dieser Intervention wird dem Buben, der bisher einmal eine Klasse wiederholen musste und mit drei Fünfern in die Hauptschule aufgestiegen ist, erlaubt, sich am schulischen Alltag, bei Ausflügen etc. zu beteiligen und sich um seine schulischen Leistungen zu kümmern:

„Das war ja auch so komisch, ich habe in der Volksschule lauter Vierer und Fünfer gehabt, und ab dem Tag wo ich nach Gnas gekommen bin, war es mit den Vierer und Fünfern vorbei. Der hat immer gesagt „du kannst es.“ Na klar, es hat immer geheißen „keine Aufgabe, Fünf!“ Das war immer das Grundübel. Ich habe am Anfang zwar auch schlechte Noten gehabt, aber der hat gesagt „In der Schule kannst du es, zu Hause nicht, das gibt's nicht!“ Und wie er dann gewusst hat, worum es gegangen ist, dann habe ich auch zu Hause Hausaufgaben machen dürfen und dann haben auch die Noten gepasst.“¹¹⁷

Ab diesem Zeitpunkt habe sich für ihn „alles verändert“:

„Das muss so um November herum gewesen sein, da haben wir ein Krippenspiel gehabt und ich war einer von den drei Hirten und da hat es geheißen, wir müssen das lernen und einstudieren. Und der Lehrer hat gesagt: „einmal lernt ihr da und dann da und dann da.“ Und ich habe gesagt: „Ich kann das nicht, ich darf auch nirgends hin.“ Der hat sich das angehört und hat das nicht geglaubt und ich habe gesagt: „das geht nicht, ich darf dort nicht hin.“ Dem habe ich das erzählt und der ist dann narrisch geworden und hat nach der Schule gesagt: „setz dich ins Auto.“ Dann ist er hinunter gefahren (...) Der hat einen Anfall bekommen! Der ist hinunter gefahren und hat ihnen so einen Wirbel gemacht da unten, aber wirklich! (...) Und er hat gesagt: „Arbeiten, Anzeige! Schlagen, Anzeige! Nicht lernen, Anzeige! Ausflug nicht mitfahren“ // Wir haben ja damals nicht auf die Ausflüge mitfahren dürfen, denn der Bus hat ja zwei Schilling gekostet. Das haben wir ja nicht bekommen. Und dann auf einmal ist alles gegangen.“¹¹⁸

Auch Frau G., die in Wien in Einzelpflege untergebracht war, vertraut einem Lehrer ihre negativen Erfahrungen in der Pflegefamilie an. In Folge seiner Intervention wird sie aus der Pflegefamilie genommen und in die Kinderübernahmestelle und anschließend in das Kinderheim Wilhelminenberg gebracht:

¹¹⁷ Interview Br., S. 12, Z 55ff

¹¹⁸ Interview Br., S. 11, Z 41ff

„Na das war ja so typisch. Ich habe mich einem Lehrer anvertraut, weil ich eben einmal schon weglaufen wollte, aber wo hätte ich sollen hingehen? Mit der Fürsorge hättest nicht reden können, und da habe ich mich dem Lehrer anvertraut (...) Am Sprechtag haben sie halt eine Einladung gekriegt. (...) Der war so ein bisschen wie eine Vaterfigur, den hab ich halt sehr geliebt oder gern gehabt. (...) Da haben sie dann einen Brief gekriegt, naja und dann war halt ein furchtbares Theater zu Hause, wie ich da was sagen kann und das nach raus tragen, was da zu Haus passiert, und dann hat es wieder Schläge gegeben und dann ist das Auto vor der Tür gestanden von der Gemeinde und ab in die Lustkandlgasse.“¹¹⁹

2.3.3 Arbeit statt Schule

Während jedoch der Schulbesuch als auch die Schulleistungen seitens der Wiener Pflegeeltern insbesondere bei in Einzelpflege untergebrachten Kindern, kontrolliert wurden, wurde dem Schulbesuch und den schulischen Leistungen in den ländlichen bäuerlichen Großpflegefamilien nur geringe Bedeutung beigemessen. Insbesondere für in ländlichen Großpflegefamilien untergebrachte Kinder stellte die Erbringung positiver Schulleistungen eine große Herausforderung dar. Überwiegend erzählen die InterviewpartnerInnen von fehlender Sorge und Unterstützung seitens der Pflegeeltern in schulischen Belangen:

Frau T. kann sich *„nicht erinnern, dass irgendjemand mit uns Aufgaben gemacht hat. Nur schlechte Noten.“*¹²⁰ Auch ihr Bruder, mit dem sie gemeinsam in einer Großpflegefamilie am Land lebt, bestätigt diese Erfahrung:

*„Nein, auf in der Früh, schnell Hausaufgaben machen vor dem Schulgehen und dann „falsch, falsch, falsch“ (imitiert einen Stempel mit der Hand) gemma, wiederschauen, das war's. Das hat keinen interessiert.“*¹²¹

Mitunter wurde die fehlende elterliche Unterstützung aber durch die Hilfe gleichaltriger oder älterer Pflegegeschwister ersetzt:

¹¹⁹ Interview G., S. 6, Z 30ff

¹²⁰ Interview T., S. 11, Z 16

¹²¹ Interview Br., S. 11, Z 22ff

„In der Schule war es auch so, da konnten wir uns gegenseitig unterstützen, weil wir drei Gleichaltrige waren und in die gleiche Klasse gegangen sind. Das war Klasse. Wir Kinder haben uns gegenseitig unterstützt. Meine Mutter hat das alles nicht verstanden, was wir gelernt haben, da war die Hauptsache, du kannst lesen und schreiben. Die Älteren haben uns Jüngeren geholfen und so haben wir uns gegenseitig unterstützt.“¹²²

Nicht nur das Desinteresse der Pflegeeltern, auf Grund eigener entsprechend geringer schulischer Ausbildung, Zeitmangel oder Überforderung, auch örtliche Gegebenheiten, wie fehlende öffentliche Verkehrsnetze, weite Schulwege (zu Fuß) beeinflussten den Schulbesuch maßgeblich. Für Kinder, wie Frau U. und Frau Be., gestaltete sich der lange Schulweg bereits zu einer schweren Strapaze. Ihre Volksschule *„war sieben oder acht Kilometer weit weg. Da sind wir zu Fuß hingegangen.“¹²³* Insbesondere im Winter sei der Schulweg sehr beschwerlich gewesen: *„Wir hatten oft so hohen Schnee, dass du gar nicht gehen hast können.“¹²⁴*

Schlechte Schulerfolge der Pflegekinder entstanden nicht nur durch Übermüdung, sondern vor allem durch die Vorrangigkeit ihres Arbeitseinsatzes in der bäuerlichen Wirtschaft. In Zeiten, in denen ihre Arbeitskraft besonders gefordert war, insbesondere in Erntezeiten, herrschte Schulbesuchsverbot:

„Und beim Schulgehen war das auch so, wenn wir arbeiten haben müssen, mussten wir zu Hause bleiben, da ist eine Entschuldigung geschrieben worden und damit war das auch wurscht.“¹²⁵

Die Lehrer – so Frau U. – hätten von dieser Praxis Kenntnis gehabt, doch die Eltern nicht aufgefordert, ihre Kinder zur Schule zu schicken.¹²⁶

Die Schulerfolge der Pflegekinder waren nicht nur durch fehlenden Schulbesuch, sondern auch auf Grund von Übermüdung durch die Morgenarbeit am Hof

¹²² Interview Z., S. 7, Z 21ff

¹²³ Interview U., S. 4, Z 45

¹²⁴ Interview Be., S. 4, Z 43

¹²⁵ Interview U., S. 9, Z 43ff

¹²⁶ Interview U., S. 9, Z 45

beeinträchtigt, da Kinder wie Frau U. früh aufstehen und bereits vor der Schule arbeiten mussten:

„Aber wenn draußen Arbeiten waren, wir haben um fünf Uhr früh aufstehen müssen, da wo wir gewohnt haben, haben wir so einen Riegel (ein Stück Wiese) gehabt, da hat der Pflegevater vorher schon abgemäht, da haben wir mit Schubkarren den Riegel hinauf müssen, bevor wir in die Schule gegangen sind. Das war einmal die erste Arbeit oder Schwanz halten bei den Kühen, wenn sie gemolken worden sind. Und dann waren die Teller schon gerichtet, haben wir Brot gegessen und sind in die Schule gelaufen.“¹²⁷

Auch Frau T. wird bereits vor dem Schulbesuch zur Arbeit genötigt:

„Da mussten wir zeitig schlafen gehen, denn da mussten wir um sechs aufstehen, damit wir vor der Schule noch Essiggurkerl pflücken. Nach der Schule heimgekommen, Essiggurkerl pflücken, dann am Abend noch mal Essiggurkerl pflücken. Aber nicht ein paar, das war ein Acker von 2000 oder 3000 Quadratmeter locker. Das war immens.“¹²⁸

Zudem habe es auf Grund der vielen Arbeit gar keine Zeit gegeben, schulischen Anforderungen zu entsprechen. Auch Herr Br. erinnert sich daran:

„Zum Schluss hatten wir bis 12:00 Uhr Schule oder 12:30 Uhr, wenn du da nach Hause gekommen bist, sind sie schon am Feld gewesen, ist an der Tür ein Zettel gehangen „bin dort und dort, nachkommen.“ Dann hast du die Schultasche hingeschmissen, bist auf's Feld arbeiten gegangen, um 17:00 Uhr oder 17:30 sind sie dann nach Hause, dann hast du den Stall ausgemistet oder Heu abgeladen oder je nachdem was angefallen ist, dann bist wieder schlafen gegangen. Hausaufgaben machen hat es nicht gegeben.“¹²⁹

Für Herrn Bo., der die Volksschule in der Südsteiermark besucht, hat sein enormer Arbeitseinsatz am Hof der Pflegefamilie ein Wiederholen der Schulklassen zur Folge:

¹²⁷ Interview U., S. 10, Z 26ff

¹²⁸ Interview T., S. 3, Z 51ff

¹²⁹ Interview Br., S. 11, Z 7ff

„Und im September habe ich die Schule begonnen dort in der dritten Klasse. Und da bin ich gleich sitzen geblieben, weil ich konnte Nichts lernen. Habe geschlafen da drinnen und musste in der Früh zeitig wieder auf, dann mit den Kühen nach draußen gehen auf die Alm und dann wieder zurück hinein. Immer zu spät gekommen in die Schule. Die Lehrerin hat dann einmal geredet mit ihr, aber das hat auch nichts genützt, weil die hat gesagt// am Abend sind die schlafen gegangen und ich hätte können Aufgaben machen. Da bin ich natürlich auch eingeschlafen und in der Früh habe ich nichts können.“¹³⁰

Nachdem er erneut sitzen bleibt, wird er von der Fürsorgerin in eine andere Pflegestelle gebracht, diesmal zu einer Wirtsfamilie in Bernstein im Burgenland, wo es „nicht viel besser gewesen“ sei:

„Es hat zwar keinen Kuhstall gegeben, aber ich musste genauso um fünf Uhr früh aufstehen und Schuhe putzen für die ganzen Herrschaften, Holz hacken, Holz hinein schleppen. Alles für die Touristen (?) dort. Dann die Schank putzen und das Gasthaus putzen. Das war viel Arbeit, was ich da machen musste, das war nicht wenig, die ganze Schank und alles. Um acht Uhr ist der Wirt herunter gekommen, da musste alles rein sein, wenn sie aufgesperrt haben. (...) Und um acht Uhr habe ich dann wieder in der Schule sein müssen. Das war wieder dasselbe.“¹³¹

In der Folge kann er auf Grund seiner schlechten schulischen Leistungen erneut nicht in die nächste Klasse aufsteigen:

„Das war noch die Volksschule, die fünfte Volksschule. Natürlich habe ich dort dann auch nichts gekonnt, ist ja klar, weil ich sitzen geblieben bin, habe ich nichts können. Die Lehrerin wollte mich zwar aufsteigen lassen, weil sie gesagt hat: ist eh egal, soll er weitergehen, denn sonst bleibt er ganz in der vierten Klasse sitzen.“¹³²

2.3.4 Schule und Kontrolle

Frau W., geb. 1961, als Einzelkind wohnhaft in einer Wiener Pflegefamilie, besuchte als einzige Interviewpartnerin nach der Volksschule das Gymnasium. Auch als sie nach dem Tod der Pflegeeltern 1975 ins Kinderheim Börromäum gebracht wird, erwirkt sie einen externen Schulbesuch im Gymnasium. Ihre

¹³⁰ Interview Bo., S. 2, Z 41ff

¹³¹ Interview Bo., S. 5, Z 12ff

¹³² Interview Bo., S. 5, Z 25ff

Pflegeltern, der Mittelschicht angehörig, hätten auf gute Schulnoten bereits in der Volksschule immer sehr Wert gelegt:

„Und in der Schule musste ich natürlich super sein, weil das war ich auch am Anfang eben (...) in der Volksschule, habe ich mich nachher erinnert, grade in dieser zweiten Klasse, habe ich dann angefangen so zu schreiben. Also so rüber (macht Geste). Und da weiß ich noch, dass die Lehrerin gesagt hat: wenn du das nicht aufhörst, so zu schreiben, dann kannst du sicher nicht ins Gymnasium gehen, weil dann gebe ich dir keinen Einser mehr in Deutsch! Und ich hab mich total bemüht, das wieder zu richten und habe später dann eine Ausbildung gemacht mit ein bissl Pädagogik und Heilpädagogik, und gesehen, dass das meist auf eine gravierende Störung hinweist und das hat eben genau mit der Zeit zusammengepasst, wo sich mein Pflegevater halt das erste Mal so an mich herangemacht hat. (...)¹³³“

Nachdem der Pflegevater von den sexuellen Übergriffen ablässt, meint sie *„irgendwie habe ich das dann auch abgestellt, es hat sich dann wieder eingependelt.“¹³⁴*

Das Interesse der Eltern an den guten Schulerfolgen der Pflege Tochter lässt sich in diesem Fall auch als ein Versuch interpretieren, die familiäre Situation nach außen hin als positiv funktionierende darzustellen.

Doch weder seitens der Schule noch seitens der Fürsorge wurden auf Grund psychischer Probleme derartige Leistungs- und Verhaltensveränderungen sowie auftretenden Schwierigkeiten Aufmerksamkeit geschenkt, noch wurden diese hinterfragt. In den Kinderakten sind zwar schulische Leistungsveränderungen vermerkt, nicht jedoch deren dahinter liegende Ursachen:

Die Tatsache, dass auch Frau U. in Folge regelmäßiger Vergewaltigungen seitens des älteren Sohnes der Pflegeeltern Schulprobleme bekommt, wird zwar in den Schulberichten aufgezeichnet, doch weder seitens der Jugendwohlfahrtsbehörden noch der Schule hinterfragt. *„Ich bin so viel mit mir beschäftigt gewesen, weil ich bin dann in der Schule abgesackt, und das steht auch in den Berichten, ist ja klar.“¹³⁵*

¹³³ Interview, S. 7, 34ff

¹³⁴ Interview W., S. 7, Z 43f

¹³⁵ Vgl. dazu Kinderakt U.

Fehlender Kontinuität der Pflegeverhältnisse, die sich u.a. in schulischen Leistungsabfall niederschlagen, wird ebenfalls seitens der Behörden wenig Rechnung getragen. Frau G. berichtet, in den ersten Jahren ihrer Unterbringung in einer Wiener Pflegefamilie eine gute Schülerin gewesen zu sein. Doch in Folge mehrere Pflegestellenwechsel sowie ihrer Unterbringung im Heim habe sich das geändert:

„War die ersten Jahre, war i a gute Schülerin und dann, doch nachdem Schulwechsel und so ist es halt schlechter worden.“¹³⁶

Tatsächlicher Begabung, Intelligenz und individuellen Ausbildungs- und Berufswünschen wurde insgesamt keine Rechnung getragen. Die Entscheidung über den Besuch etwa einer höheren Schule oblag zudem nicht primär den Pflegeeltern, sondern bedurfte einer Zustimmung seitens der Wiener Fürsorgebehörden, die – vor allem auf Grund finanzieller Erwägungen – die Erlangung einer ökonomischen Selbständigkeit der Pflegekinder (Lehrgeld) vorsah.

„Nur wenn es das Gymnasium war, denn da war die Gemeindepflege dann ja um vier Jahre länger. (...), also über die Schulmündigkeit hinaus. Und wenn man dem Kind diese Schulbildung zugesteht, dann muss man auch länger bezahlen. (...) Ich glaube, das hat sich verändert. Ich musste für jedes Kind, das eine besondere Ausbildung wollte, einen Sanktus holen und vor allem wenn das über die Schulpflicht hinausging.“¹³⁷

Frau P. etwa, geb. 1956, untergebracht in Einzelpflege in Wien, möchte gerne das Gymnasium besuchen und absolviert die erforderliche Aufnahmeprüfung. Obwohl ihr seitens der Eltern verboten wird, das Prüfungsergebnis zu erfahren, versucht sie heimlich das Ergebnis in Erfahrung zu bringen.

¹³⁶ Interview G., S. 5, Z 22f

¹³⁷ Interview D., S. 17, Z 34ff; Frau A.: „In den 1980ern hatten jedenfalls sehr viele Kinder das Unterstufengymnasium. Ob es dann weitergegangen ist, war nicht mehr so selbstverständlich, aber Sonderschule war minimal.“

„Und ich bin aber trotzdem gegangen, und ich habe es gewusst. Habe es aber natürlich nicht gesagt, habe mich nur innerlich gefreut, weil sonst hätte ich wahrscheinlich ohnehin wieder nur Hiebe bekommen. Und am Abend kam der Vater von der Arbeit nach Hause, ist dort aber vorher vorbeigegangen, hat das gesehen, und hat mir einen Strauß Blumen mitgebracht. Da habe ich mich wirklich sehr gefreut.“¹³⁸

Trotz des positiven Prüfungsergebnisses sowie dem aus der Erzählpassage ersichtlichen großen Wunsch des Mädchens wird ihr folgend der Besuch eines Gymnasiums untersagt:

„Dann waren Ferien und dann hat meine Pflegemutter beschlossen, du gehst nicht ins Gymnasium, das können wir uns nicht leisten, du gehst in die Hauptschule. Habe ich das umsonst gemacht. Mein Traum war, Ärztin werden. Wenn ich heute noch jung wäre, ich würde es wieder genauso machen. Aber nein, ich musste in die Hauptschule gehen.“¹³⁹

Argumentiert wurde das Verbot, das Gymnasium zu besuchen, mit finanziellen Motiven: *„Du musst schauen, dass du eine Lehre machst und Geld nachhause bringst!“* *„Nicht, dass du uns noch etwas kostest!“¹⁴⁰* Anschließend besucht Frau P. die Hauptschule und das Polytechnikum. Danach absolviert sie eine Lehre als Einzelhandelskauffrau (Verkäuferin).

Die Schul- und Ausbildungskarriere von Frau G., deren eigene Interessen nicht berücksichtigt werden, erfolgt nach dem gleichen Muster:

„Nein, ich bin erstens gar nicht gefragt worden und das zweite, was ich weiß, ich war ja als Kind nie dumm, nur bin ich leider irgendwie gar nicht gefördert worden. Das war früher so, da hat man die Mittelschule zahlen müssen.“¹⁴¹

Die Fürsorge habe sich auch nicht für ihre schulische Entwicklung oder Berufswünsche interessiert. Beim Hausbesuch sei sie nicht in derartige Gespräche integriert worden:

¹³⁸ Interview P., S. 4, Z 20ff

¹³⁹ Interview P., S. 4, Z 37ff

¹⁴⁰ Interview P., S. 4, Z 30f

¹⁴¹ Interview G., S. 3, Z 18ff

„Die haben Kaffee getrunken, meine Mama und die Dame, und sich unterhalten, aber () das hab ich eher wie ein Kaffeekränzchen gesehen, aber nicht, dass ich da involviert bin, vielleicht bin ich auch nur ein AKT; wie das halt oft so ist.“¹⁴²

Die Bedeutung von Kindergarten, Hort und Schule, Erfahrungen und Kontakte mit Peer-Groups scheint – im Hinblick auf die kindliche Sozialisation –, wie die Erzählungen als auch die theoretischen Grundlagen und zeitgenössischen Intentionen der Fürsorge zeigen, in den 1950er bis 1960er Jahren kein zu verhandelndes Thema gewesen zu sein. In den Pflichtenkanon der Pflegeeltern ist die Aufsicht über Schulbesuch, das Interesse an Bildung und Ausbildung nicht thematisiert. So heißt es im Jahrbuch der Stadt Wien in einem Absatz über das Pflegekinderwesen: „Es ist daher unumgänglich notwendig, die Erziehung und die Bildung der Kinder frühzeitig zielgerichtet zu fördern, um Chancengleichheit für deren spätere Entfaltung zu schaffen. Die Förderung muss bereits in der Familie im zartesten Alter einsetzen.“¹⁴³ Dieser Trend wird auch in den Dokumentationen der Kinderakten, in der ausführlichen Aktenführung Schulbelange betreffend von Frau Z., geb. 1967, und Herrn Sch., geb. 1964, ersichtlich.¹⁴⁴

Beide erinnern sich an Hausbesuche der Fürsorgerin, die auch der Kontrolle der schulischen Leistungen dienten:

„Während ich noch zur Schule gegangen bin, sind sie immer kontrollieren gekommen und haben geschaut, wie es mir in der Schule geht und die Bücher angeschaut. Da sind sie so ein- bis zweimal gekommen im Jahr. „Und sie hat dann nachgefragt, ob wir eh die Hausaufgaben gemacht haben oder ob wir uns auskennen. (...) Am Anfang hat sie noch die Hausaufgaben kontrolliert, aber dann nicht mehr.“¹⁴⁵

Auch ihre Pflegeeltern kümmern sich um den schulischen Fortgang des Mädchens: Im Schulbericht über das 1. Halbjahr 1978/79 ist vermerkt: „Pflegeeltern sorgen vorbildlich für das Kind und halten regelmäßig Rücksprache mit dem Lehrer.“¹⁴⁶ Im Kinderakt ist ein intensiver Kontakt zwischen den Fürsorgebehörden und der Pflegefamilie, die schulische Laufbahn und berufliche

¹⁴² Interview G., S. 3, 21ff

¹⁴³ Jahrbuch der Stadt Wien 1974, hg. von der Gemeinde Wien, Wien 1975, S. 52

¹⁴⁴ Kinderakt Sch., Kinderakt Z.

¹⁴⁵ Interview Z., S. 3, Z 25ff; S. 14, Z 28

¹⁴⁶ Kinderakt Sch.

Karriere des Mädchens betreffend, verzeichnet. Dieser schriftliche und telefonische Kontakt zeugt von einem großen Interesse an dem Mädchen.

Auch Herr Sch. erzählt von Kontrollen seiner Hausaufgaben durch die Fürsorgerin, eine Situation, die für ihn immer auch mit Angst verbunden gewesen sei. Im Kinderakt ist ein jahrelanger Briefwechsel der Fürsorgerin enthalten, der von einem durchaus einfühlsamen Umgang in Form von Lob und Ermunterung zeugt. Des Weiteren lässt sich aus dem Schriftverkehr mit den Pflegeeltern ein intensives Bemühen erkennen, die Schulbesuchs- und Berufswünsche des Buben zu realisieren. Diese scheitern jedoch auf Grund der fehlenden Möglichkeit der Kontaktnahme mit den Eltern, die immer noch die Vormundschaft innehaben.

Unabhängig seitens der Jugendwohlfahrt und der Schulbehörden festgestellter entsprechender Intelligenz und nachgewiesener guter schulischer Leistungen, erfuhren Pflegekinder auch im städtischen Milieu aus finanziellen Gründen Einschränkungen in Bezug auf die Realisierung von Schulbildungs- und Berufswünschen. Der Besuch einer höheren bildenden Schule stellte eine Ausnahme dar. Dies erklärt sich aus dem Bildungs- und Ausbildungsniveau der Pflegefamilien. Darüber hinaus lag die Entscheidung der Wahl eines Schultyps nicht primär im Ermessen der Pflegeeltern, sondern bedurfte einer Zustimmung seitens der zuständigen Fürsorgebehörde (KÜST). Auch hier dürften finanzielle Erwägungen entscheidend gewesen sein, zumal etwa der Besuch eines Gymnasiums längere Zahlungen des Pflegegeldes bedeutete. Die Existenz von Bildungschancen ist – wie auch die nachfolgende Erfahrung der ehemaligen in Radkersburg tätigen Fürsorgerin zeigt – somit nicht ausschließlich auf den sozioökonomischen Hintergrund der Pflegefamilien zurückzuführen.

„Aber die Pflegefamilien haben trotzdem das Pflegegeld noch weiter bekommen. Und die Verwaltung vom Julius-Tandler-Heim, also die Buchstabenreferenten (lacht), wie sie sich selbst genannt haben, für die Pflegekinder oder eben auch für die Heimkinder. Da hat es Personen gegeben, die das Finanzielle im Überblick gehabt haben. Die haben immer wieder Schulbesuchsbestätigungen, Bestätigungen über die Lehre und Zeugnisse zugeschickt bekommen, also österreichweit jetzt, damit sie das Pflegegeld weiter auszahlen haben können. (...) aber da waren die

*Pflegeeltern zu Recht oft enttäuscht von der KÜST oder der Gemeinde Wien, weil es geheißen hat, nein, es gibt kein Geld mehr.*¹⁴⁷

2.3.5 Pflegekinder als Arbeitskräfte

In den städtischen Haushalten, sei es in einer Großpflegefamilie, sei es in kleinen Pflegefamilien, wurden die Kinder, insbesondere Mädchen, wie etwa Frau P., bereits in jungen Jahren zur intensiven Mitarbeit im Haushalt herangezogen:

*„Ich (...) habe immer im Haushalt mithelfen müssen und ob es jetzt kochen war, Boden polieren, egal, alles. (...) Die Mutter war auch die meiste Zeit kränklich, also ich musste sehr viel von Haus aus immer im Haushalt mitmachen, mithelfen. Wir hatten eine Waschküche hinten im Hof, dann musste ich den Herd anheizen mit Holz und die Kessel, damit wir die Wäsche auskochen konnten. Und dann im Hof aufhängen und einkaufen.“*¹⁴⁸

Die Tatsache, dass sie von klein auf viel im Haushalt helfen musste, legitimiert sie im Nachhinein als Erlernen der typisch weiblichen Rolle: *„Aber für heute ist es gut (lacht), ich war dann eine perfekte Hausfrau.“*¹⁴⁹

Entspricht dies einer geschlechterstereotypen Arbeitsteilung, so wird auch seitens der Fürsorgebehörde das Erlernen weiblicher Reproduktionsarbeit von Mädchen durchaus positiv bewertet. Im Kinderakt von Frau Z., die in einer Arbeiterfamilie in Jennersdorf untergebracht ist, werden diese positiv hervorgehoben: *„Die Pflegemutter ist mit der Minderjährigen sehr zufrieden, lobt ihre hausfraulichen Fähigkeiten, sie kann perfekt kochen und einen Haushalt führen.“*¹⁵⁰

Sie selbst erinnert sich – im Unterschied zu den anderen in ihrer Pflegefamilie in Jennersdorf untergebrachten Pflegegeschwistern, deren leibliche Eltern auf die Unterbringung geachtet und regelmäßigen Kontakt pflegten – an die Notwendigkeit zur massiven Mithilfe im Haushalt und der angeschlossenen kleinen Land- und Viehwirtschaft.

¹⁴⁷ Interview C., S. 7, Z 34ff; S. 7, Z 43ff

¹⁴⁸ Interview P., S. 10, Z 9f; S. 3, Z 50ff

¹⁴⁹ Interview P., S. 3, Z 53f

¹⁵⁰ Kinderakt Z., Aktenvermerk vom 13.06.1984

„Zu 90 Prozent habe ich alles gearbeitet und zu 10 Prozent die anderen im Haushalt und wir haben auch Hasen und Hühner gehabt und einen großen Garten, als auch Gartenarbeit.“¹⁵¹

Sie sieht sich in der Gesamterzählung ihren Pflegegeschwistern gegenüber insgesamt benachteiligt und erzählt von regelmäßiger vor allem zeitlich intensiver Arbeit. So bewertet sie diese im Nachhinein weder als „richtige Arbeit“ noch als eine Überforderung. Sie habe einfach Arbeiten verrichtet, wie jedes andere Kind zur damaligen Zeit auch.

Arbeiten, die über eine Mithilfe im Haushalt hinausgingen, kennzeichnen auch die Unterbringung von Herrn M. in einer Wiener Großpflegefamilie. Er berichtet, dass alle anfallenden Hausarbeiten von den Pflegegeschwistern verrichtet worden wären.

„Die Mädchen mussten Küche machen, Geschirr abwaschen und das, weil Staubsauger hat es sowieso nicht gegeben, da hast können zusammen kehren. Da sind sie gesessen und haben Schuhe geputzt für die ganze Familie, die Buben konnten Schuhe putzen für sieben Leute und noch mehr. Also wenn sie das auch nicht gemacht haben, sind sie dort gesessen bis 11 oder 12 in der Nacht. (...) Weil ich habe mir gedacht: Wie komme ich dazu, dass ich da Schuhe putzen muss für was weiß ich wie viele Leute?“¹⁵²

In Großpflegefamilien auf Bauernhöfen wurden sowohl wiener Mädchen als auch Buben als Arbeitskräfte als Ersatz für den Einsatz von Knechten und Mägden und anderen Arbeitskräften eingesetzt. Insbesondere Kinder ab Beginn der Schulpflicht wurden zu schwersten Arbeiten in der Landwirtschaft herangezogen. Kleine Kinder leisteten Hilfsdienste im Stall und ebenso am Feld. Frau Be. zufolge habe es keine Arbeiten gegeben, zu denen die Pflegekinder nicht herangezogen worden wären:

¹⁵¹ Interview Z., S. 6, Z 33ff

¹⁵² Interview M., S. 1, Z 17ff; S. 5, Z 34f

„Holz schleppen, Kuhstall ausmisten, Kukuruz reiben, Kürbis putzen, rote Rüben, Erdäpfel ernten, ((Goarm binden)), Mist ((zetteln)) wie man sagt, mit der Mistgabel. Einfach alles, es hat nichts gegeben, was wir nicht gemacht haben. (...) Und das war da unten so, wir waren die Fürsorgekrüppel und waren zum Arbeiten da. Schule, lernen, nichts. Heimkommen, auf dem Feld arbeiten, Holz klauben, den Ofen drinnen einheizen und dann Kuhstall.“¹⁵³

Wenn die „Arbeit nicht so gegangen ist“,¹⁵⁴ d.h. nicht den Wünschen des Pflegevaters entsprochen hat, folgten regelmäßig schwere Strafen in Form von physischer Gewalt:

„Ich kann mich erinnern, wir haben Holz geschnitten und die Kreissäge hatte damals noch einen Keilriemen-Antrieb mit einem eigenen Motor und wenn das Sägeblatt verkantet war, ist der Keilriemen rausgefallen und ich musste so einen Holzpflock halten, der geschnitten wurde und das Sägeblatt hat sich verkeilt und da ist er narrisch worden, hat einen Holzprügel genommen und „bumm“ da bist du dann umgefallen wie ein Stück Holz.“¹⁵⁵

Neben Angst vor Strafen waren die Tätigkeiten am Hof vielfach auch von Angst und Ekelgefühlen begleitet, wie sich Herr Br. noch heute schauernd erinnert:

„Ich kann mich erinnern, das ist in meinem Schädli drinnen, beim Saustechen, damals haben sie die Sau nicht erschossen, sondern erschlagen mit der Axt. Die haben daneben geschlagen, das Hirn ist heraus gekommen, die Sau hat geschrien und dann „bleib da, du musst halten!“ Ich hatte Ur-Angst vor dem, das haben wir als Kinder alles mitgemacht. Oder wenn sie den Hals aufgeschnitten haben und du musstest das Schaffel drunter halten damit das Blut nicht stockt. Für den Sterz und die Blutwurst und // (stöhnt angeekelt) Wenn du da zurück denkst, das war ein Wahnsinn! Heute macht mir das nichts, heute bin ich das gewöhnt, aber als Kind. (...) Dann noch die Gedärme auswaschen, Magen ausräumen für die Presswurst.“¹⁵⁶

Zeugen die Erzählungen von einer zeitgenössisch traditionellen geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung am Hof, die Arbeit mit Ausnahme der Feld- und Waldarbeit sei überwiegend getrennt gewesen,¹⁵⁷ so erstaunt, dass für

¹⁵³ Interview Be., S. 9, Z 9ff

¹⁵⁴ Interview Br., S. 5, Z 32

¹⁵⁵ Interview Br., S. 5, Z 36ff

¹⁵⁶ Interview Br., S. 13, Z 52ff

¹⁵⁷ Interview Br., S. 6, Z 40

Tierschlachtungen Mädchen, wie etwa Frau T. beim Hühnerschlachten zur Hand gehen musste¹⁵⁸, und im Falle von Frau U., diese auch dazu gezwungen wurde, selbst Hand anzulegen:

„Was wir hatten, waren Hasen. Da haben sie mich angelernt, zum Hasen abstechen. Und dann sollst du sie essen! 70 oder 80 Hasen haben wir gehabt.“¹⁵⁹

Aus den Gesprächen mit einst in Großpflegefamilien untergebrachten Pflegekindern geht deutlich hervor, dass die Ausnutzung ihrer Arbeitskraft sowie monetäre Aspekte (der Erhalt des Pflegegeldes), die zentralen Motive der Pflegeeltern darstellten, Pflegekinder aufzunehmen. Ohne Umschweife und ohne Beschönigung ist zu konstatieren, dass Wiener Pflegekinder als günstige Arbeitskräfte eingesetzt wurden.

Herr Br. erzählt, dass Verletzungen während der Arbeit an der Tagesordnung gestanden hätten und vor allem mangelhaft versorgt worden wären – in seinem Fall mit schweren Folgen:

„Mir hat es den Finger abgerissen komplett, man sieht es hier noch (zeigt Finger), das ist am Feld zugebunden worden und weiterarbeiten. (...) Wenn du etwas gehabt hast, zum Doktor sind sie gar nicht gegangen. Wie es mir damals den Finger abgerissen hat, da hat es geheißen „weiter arbeiten!“ Das ist zu Mittag passiert, da bin ich um fünf oder sechs nach Hause, dann hat's geheißen „schlafen gehen!“ weil ich gejammert habe, am nächsten Tag sind wir zum Doktor gefahren, der hat gesagt, er greift nichts mehr an, weil der Finger gehört amputiert. Dann sind wir wieder heimgefahren und irgendwer hat dann gesagt, wir müssen ins Spital fahren und dann sind wir ins Spital und dort haben sie versucht den Finger zusammen zu nähen, aber der ist kaputt.“¹⁶⁰

Das zumeist unter Zwang geforderte Arbeitsmaß und die Arbeitsleistung gingen weit über die physische Beschaffenheit der Kinder hinaus. Der Arbeitseinsatz der Pflegekinder ist somit auch als spezifische Form physischer Gewalt zu verstehen. Bereits vor dem Schulbesuch sowie nach dem Schulbesuch bis zum Schlafengehen stand Arbeit an der Tagesordnung. Freizeit gab es keine.

¹⁵⁸ Interview T., S. 6, Z 47

¹⁵⁹ Interview U., S.18, Z 40f

¹⁶⁰ Interview Br., S. 3, Z 44ff; S. 6, Z 50ff

Die Höfe, in denen Pflegekinder untergebracht wurden, hätten - so Herr Br. - auf Kosten der untergebrachten Kinder, sei es an Land, Ausstattung des Hofes sowie in der Anschaffung von Maschinen expandiert:

„Als wir hingekommen sind, hatten sie zwei Ochsen und einen Leiterwagen. (...) Ja, dann ist der Traktor gekommen, dann ist das Auto gekommen, dann ist der Ladewagen gekommen, dann der Mistwagen, dann ist der Saustall gebaut worden, dann wurden die Kläranlagen gebaut, dann ist der Silo gebaut worden und das Wirtschaftsgebäude wurde neu gebaut. (...) Ja, dann war er ja der größte Bauer. Da haben sie dann schon 40 Hektar gehabt und angefangen haben sie mit 8 Hektar. Und dann hat er noch ein paar Hektar dazu gepachtet, da sind dann schon 3 Traktoren gelaufen, das war dann ein riesen Betrieb.“¹⁶¹

Die Kinder selbst erhielten weder Taschengeld noch Lohn für ihre Dienste, selbst dann wenn sie in einigen Pflegefamilien zusätzlich am Wochenende als Arbeitskräfte vermietet wurden, sei es in der Gastronomie oder beim Hausbau. Sogar der Bürgermeister der südsteirischen Gemeinde, in der Herr Br. untergebracht ist, bedient sich der Pflegekinder:

„Die Behörde war der Bürgermeister, der Volltrottel. Bei dem hast du können arbeiten. Ich war als Leiharbeiter unterwegs. Der Bürgermeister, (...) hat gesagt „ich brauch einen Buben zum Traktorfahren. Dann bin ich halt Traktorgefahren.“¹⁶²

Frau U. und ihre Pflegeschwestern wurden von der Pflegemutter zu regelmäßiger Arbeit in einem Gasthaus gezwungen:

„Dann hat das angefangen, arbeiten mit 10 Jahren. Dann sind wir in ein Gasthaus gekommen, (...) da mussten wir drei Dirndl jede Woche arbeiten. Gastgewerbe, da war ich 10 Jahre alt. Und da haben wir arbeiten müssen, jedes Wochenende sind wir hingefahren worden Freitag Nachmittags und am Sonntag am Abend sind wir geholt worden. Sie hat wohl Geld bekommen, wir haben kein Geld gekannt.“¹⁶³

Heute ist Frau U. überzeugt davon, dass die anderen Bauern gewusst hätten, wie es den Pflegekindern an manchen Bauernhöfen erging, doch auch heute noch,

¹⁶¹ Interview Br., S. 4, Z 17ff; S.17, Z 26ff

¹⁶² Interview Br., S. 8, 16ff

¹⁶³ Interview U., S. 3, Z 34ff

würden sie nichts davon wissen wollen. Auch für sie wären die Kinder nur als Arbeitskräfte von Interesse gewesen:

„Und das Schlimmste ist das, die Bauern haben es gewusst, die haben alles gewusst: Alles haben sie gewusst, aber die sind hergegangen, die Kinder sollen arbeiten! Und wieder hinaus mit dem Lastwagen oder mit dem Traktor mit dem Anhänger, die sollen nur arbeiten! Die haben alles gewusst und jetzt möchten sie mich angehen ((anfeinden))(...), wo ich zu Hause bin, zwei Kilometer weiter weg: „Wieso jetzt?“ Ich muss mich rechtfertigen noch dazu! Das ist eine Frechheit! Das ärgert mich. Beim Doktor gehst du hinein, da schauen sie, das ist ja nicht mehr normal!“¹⁶⁴

Frau Be. erzählt über die diskriminierende Haltung Pflegekindern gegenüber, deren Befindlichkeit niemanden interessiert habe, die lediglich als Arbeitskräfte von Interesse gewesen seien:

„Ich meine, einem dreijährigen Kind, das ist ja unmöglich. Und das war da unten so, wir waren die Fürsorgekrüppel und waren zum Arbeiten da. Schule, lernen, nichts. Heimkommen, auf dem Feld arbeiten, Holz klauben, den Ofen drinnen einheizen und dann Kuhstall. Waschen haben wir uns können, aber das war es dann.“¹⁶⁵

Für Frau S., geb. 1952, die bereits als Dreijährige am kargen Bergbauernhof der Pflegemutter mitarbeiten muss, erweisen sich ihre Arbeitserfahrungen in der nachträglichen Erinnerung nicht nur als Belastung sondern als Möglichkeit, ihren „immer schon vorhandenen Bewegungsdrang“ auszuleben, sich in der Natur aufzuhalten. Angesichts mehrheitlich fehlender Beaufsichtigung habe es „viele Freiheiten gegeben.“ Die mitunter ermüdenden Arbeiten werden in der Erzählung gleichzeitig in ein Erleben kindlicher Neugier und kindlichen Spielens eingebettet:

„Auf alle Fälle haben mithalten müssen mit dem Arbeiten, egal wo, Erdäpfeln einklauben, ausklauben, (...) wir sind mit so einem Wagen gefahren, der Furchen zogen hat, da ist so eine Platten draufkommen und da sind wir Kinder darauf gesessen. Und ich denke mir heute, war des eigentlich sehr gefährlich. Zu der damaligen (Zeit), als Kind hat man ja keine Erfahrung mit einer Gefährlichkeit. Irgendwie hat uns das Spaß gemacht, weil es war ja lustig oder hinter dem Jauchenwagen dann das aufmachen und hinauskommen. (...) Wir haben auch müssen aufs Feld raus, da sind wir mitgenommen worden und Erdäpfeln ausklauben und dann diese komischen Huterln machen mit dieser Gerste oder was das

¹⁶⁴ Interview U., S.12, Z 3ff

¹⁶⁵ Interview Be., S. 9, Z 9f

war. Das waren so Wigwams, da sind wir dann hinein gekrochen, und eingeschlafen auf dem Heuwagen. (...)dann hat man uns oft Eier zusammenklauben geschickt (...), da haben wir der Bruthenne die Eier weggenommen, (...) und die hat die Eier nicht hergeben wollen und dann haben wir sie mit dem Stecken verjagt. Dann haben wir den Heumüll machen müssen und die toten Hasen zusammenklauben, die verloren worden sind. Da haben wir geweint (...) weil tierliebend waren wir. Aber am liebsten war ich im Schweinestall, wenn es Junge gekriegt hat, das war so lieb.“¹⁶⁶

Insgesamt habe sie „halt so alles, was halt gerade angefallen ist“ gemacht, etwa auch bei der Weinlese geholfen:

„Da haben wir ein kleines Körberl bekommen, in das wir die Weintrauben gegeben haben, meistens haben wir aber gegessen, weil sie so gut waren. Also wir haben schon mithelfen müssen, obwohl wir eigentlich matt warn, die haben uns sogar Schnaps gegeben zum Trinken, weil sie selber gebrannt haben und wir haben geglaubt, das ist ein Wasser, und dann sind wir aber gelaufen, weil das war grauslich.“¹⁶⁷

2.3.6 Nach Beendigung der Schulpflicht

Inbesondere für auf ländlichen Pflegestellen untergebrachte Kinder bedeutete die Beendigung der Schulpflicht vielfach einen massiven Einschnitt in ihre Biografie. Zeigten die Pflegeeltern überwiegend bereits an der schulischen Entwicklung kein Interesse, so setzte sich dieses Desinteresse der Pflegeeltern insbesondere in Familien in denen finanzielle Erwägungen bzw. der Arbeitseinsatz der ihnen unterstellten Kinder im Vordergrund standen fort. Nach Beendigung des gesetzlich verankerten Pflegeverhältnisses – das Höchstalter der unter Pflegeaufsicht stehenden Kinder wurde 1955 vom vollendeten 14. Lebensjahr auf das vollendete 16. Lebensjahr verschoben¹⁶⁸ - erhielten die Pflegeeltern somit die Chance Pflegegeld zu erhalten. Die ihnen unterstellten Pflegekinder wurden vielfach nach Wien zurückgeschickt. Der weitere Verbleib in der Pflegefamilie war seitens der Jugendwohlfahrtsbehörde an „die Auflage, dass sie eine Lehre machen“, gebunden.¹⁶⁹

¹⁶⁶ Interview S., S.1, Z 36ff; S. 7, Z 1ff

¹⁶⁷ Interview S., S. 7, Z 12ff

¹⁶⁸ Jahrbuch der Stadt Wien 1955, hg. von der Gemeinde Wien, Wien 1956, S. 80

¹⁶⁹ Interview D., S. 4, Z 18

Frau Z. drohte angesichts dessen nach Beendigung ihrer Schulpflicht die Rückkehr zu ihren Eltern nach Wien, zu denen es bisher keinen Kontakt gab:

„Und es hat damals ja auch nicht so viele Lehrplätze gegeben und mir war das wichtig, dass ich die Stelle bekomme, damit ich nicht nach Wien muss. Ich habe meine Eltern ja gar nicht gekannt.(...) Das hat die Fürsorge damals so gesagt, entweder wollten sie mich unter Druck setzen, und meine Pflegemutter hat dasselbe gesagt: Entweder ich fange eine Lehre an, damit ich mein eigenes Geld verdiene oder ich muss nach Wien hinaus. Das verstehe ich bis heute nicht, warum sie das so gesagt haben. Das war ja das Brutale damals, weil die Fürsorgerin gesagt hat: Entweder finde ich eine Lehrstelle oder ich muss hinaus zu meinen richtigen Eltern nach Wien.“¹⁷⁰

Zudem bestanden – wie sowohl die Erzählungen von ehemaligen Pflegekindern als auch in der Jugendwohlfahrt tätigen Fürsorgerinnen übereinstimmend bezeugen – in den ländlichen Gebieten für Jugendliche nur geringe Chancen eine Lehrstelle zu erhalten. Die wenigen zu Verfügung stehenden Lehrstellen hätten die leiblichen Söhne versprochen bekommen, während *„unsere mussten dann nach Wien herein ins Lehrlingsheim“*.¹⁷¹

„Und ein sehr großer Nachteil für die Pflegekinder in Radkersburg war, dass die Infrastruktur in dieser ländlichen Gegend nicht so gut war. Also die Chance, dass sie einen guten Lehrplatz bekommen oder überhaupt eine Lehre machen konnten, war sehr gering. Das war sehr schlecht. Da mussten viele in ein Lehrlingsheim.(...)Und wie gesagt, mit 14 Jahren war es für die Burschen aus. Für die Mädchen hat es immer was gegeben, eben keine differenzierte Lehre, (sic) aber für die Burschen nicht. Und nach Graz zu fahren für eine Lehre war auch unmöglich, weil da ja aus dem ganzen Umland die Kinder hineingedrängt haben, die am Land keine Lehre bekommen haben. Und die Lehrstellen am Land waren ja sehr beschränkt, da gab es einen Schmied, einen Schlosser und aus.“¹⁷²

Für Herrn Bo. gestaltete sich sowohl sein schlechter Schulabschluss als auch das Fehlen eines entsprechenden Lehr- bzw. Arbeitsplatzes im Südburgenland zu einem beruflichen Problem, weshalb er folgend als Hilfsarbeiter tätig wird:

¹⁷⁰ Interview Z., S. 12, Z 2ff; S. 3, Z 10ff

¹⁷¹ Interview D., S. 4, 20

¹⁷² Interview D., S. 18, Z 16ff

„Und dann war ich fertig mit der Schule und hatte gleich wieder drei Vierer. Und da hat der alte Chef (Anm. GW., gemeint ist der Pflegevater) gesagt: „mit drei Vierer was willst du da lernen?“ Und ich habe mir gedacht, der hat leicht reden, wann hätte ich lernen sollen? Ich hatte ja keine Zeit dazu! Aber ich habe nichts gesagt, denn es hätte nichts genützt. Und zu der Zeit hat es in Tauchen ein Kohlebergwerk gegeben. Mit drei Vierern kannst du nur dorthin gehen arbeiten. Und ich habe mir gedacht, gehe ich halt dorthin, da verdiene ich wenigstens was.“¹⁷³

Nachdem es ihm an diesem Arbeitsplatz nicht gefällt, er von seinem Lehrherrn, wie er erzählt „nur ausgenützt“ wird, wendet sich Herr Bo. an die zuständige Fürsorgerin der Kinderübernahmestelle:

„Da haben sie auch wieder beratschlagt die Herrschaften, weil Schule war Nichts, die haben die Zeugnisse gesehen. Er kann nur als Hilfsarbeiter gehen oder wieder als Bauer. Jetzt haben sie mir da im zweiten Bezirk einen Hilfsarbeiterposten gegeben bei einer Blechfabrik. Das war auch keine leichte Arbeit, aber der hat mir wenigstens ein Geld gegeben von zwanzig Schilling oder zehn, das weiß ich nicht mehr. Es war eine wahnsinnig schwere Arbeit. Dann bin ich mit sechzehneinhalb oder siebzehn Jahren weg von ihnen dort. Da bin ich dann in die Leopoldstadt gekommen ins Lehrlingsheim.“¹⁷⁴

Herr Br., damals 13 Jahre alt, und seine damals ein Jahr ältere Schwester wurden unter dem Vorwand den Enkeln in Wien bessere schulische Bildung zukommen zu lassen, nach Wien zurückgeholt.

„Ich kann nicht mehr genau sagen wie das war, jedenfalls hat uns die Großmutter dann nach Wien geholt, damit wir ein gutes Abschlusszeugnis haben und eine gescheite Lehre.“¹⁷⁵

Allerdings erwiesen sich die Bemühungen der Großmutter als Vorwand für die beiden Geschwister Pflegegeld und ab Beginn ihres Eintrittes in eine Lehre, Anteile des Lehrlingsgeldes zu erhalten:

Gekümmert hat sich die Großmutter (Alkoholerkrankung) um die beiden Jugendlichen – wie sie berichten – allerdings nicht. Auch in den Akten ist erwähnt, dass die Großmutter die beiden Kinder vermutlich aus finanziellen

¹⁷³ Interview Bo., S. 5, 49ff

¹⁷⁴ Interview Bo., S. 6, Z 6ff

¹⁷⁵ Interview Br., S. 12, Z 21ff

Erwägungen zu sich genommen habe und mit der Erziehung überfordert sei und für Heranwachsenden kein Verständnis habe.¹⁷⁶

Nach der Unterbringung bei seiner Großmutter wird er in einem Heim untergebracht. Die Rückkehr nach Wien erwies sich jedoch auch als psychische Belastung in Form von Fremdheit und sprachlicher Differenz:

„Ich war in der Stadt des Kindes bis ich ausgelernt habe mit 18. Es ist mir dort super gegangen, außer mit den Heimkindern, wo du dich halt durchsetzen musst, weil ich noch gschert geredet habe, da hat es viele Hiebe gegeben, aber für die anderen auch.“¹⁷⁷

Die Tatsache, dass eine Rückkehr in die Großstadt, etwa bei Überstellungen in ein Wiener Lehrlingsheim zu einer enormen Herausforderung der Integration und Teilhabe am städtischen Sozial- und Berufsleben darstellte, wird durch die Erfahrungen ehemaliger Fürsorgerinnen unterstützt:

„Ja, ich habe das auch bei den (...) Kindern gemerkt, die ins Lehrlingsheim mussten. Die haben so geweint, weil sie in Wien haben sein müssen. Die sind so deplaziert gewesen da. Die haben sich nach den drei Jahren Lehre dann schon irgendwie zusammengerauft, aber ich habe damals mit den Kolleginnen überlegt, ob wir nicht eine Gruppe für männliche Landpomeranzen (lacht) gründen sollten.“¹⁷⁸

So wären auch der Fürsorgerin Frau D. zufolge viele am Land untergebrachte Pflegekinder *„auch emotionell dort eingebettet gewesen und waren richtige Steirer.“¹⁷⁹*

Doch nicht nur fehlende Lehrplätze erschwerten die Möglichkeiten einer Berufsausbildung, sondern auch bestehende Vorurteile von Lehrherrs Pflegekindern gegenüber. Auch seitens der zuständigen Wiener Fürsorgebehörden wird bereits 1952 neben einem insgesamt verschärften Mangel an Arbeits- und Lehrplätzen für Jugendliche das Problem erörtert, „dass eine große Anzahl von Meistern und Arbeitgebern der Einstellung von Mündeln und

¹⁷⁶ Kinderakt Br.

¹⁷⁷ Interview Br., S. 26, Z 1ff

¹⁷⁸ Interview D., S. S. 18, Z 25ff

¹⁷⁹ Interview D., S. 4, Z 14f

unter Schutzaufsicht des Jugendamtes stehenden Jugendlichen ablehnend gegenüberstehen.“¹⁸⁰

Diese Tatsache dürfte sich der Erfahrung von Frau Z. zufolge auch noch in den 1980er Jahren gehalten haben. Nach dem Besuch der Hauptschule im Südburgenland und – so die Akten – unerwarteter positiver Aufnahme in die Handelsschule, die sie ein Jahr besucht, aber anschließend abbricht, absolviert Frau Z. ab 1985 eine von ihr nicht erwünschte Koch- und Kellner-Lehre in einem Gasthaus. Dort wird sie nach ihren Schilderungen mit Diskriminierungen auf Grund ihres Status als Pflegekind konfrontiert:

„Und dann auch in der Lehrzeit. Die wollten mich gar nicht nehmen, weil ich ein Pflegekind bin. Pflegekinder nehmen sie nicht, denn da haben sie nur schlechte Erfahrungen gemacht und so weiter. Ja, das waren die Vorurteile damals.(...) Pflegekinder will er nicht nehmen, sagte er. Und dann hat meine Mutter lange mit ihm geredet und ihn gebeten, mich auf Probezeit zu nehmen. Und ich habe gesagt: Ich muss etwas tun, denn sonst muss ich nach Wien hinaus.“¹⁸¹

Und weiter – zur Unterstützung ihrer Sichtweise:

„Ja, das hat mein Lehrherr gesagt, obwohl er mich dann eh genommen hat, weil er gesehen hat, dass es funktioniert. Aber er hat auch nachher immer gesagt, dass er mit Pflegekindern keine guten Erfahrungen gemacht hat. Und dann habe ich bei ihm gearbeitet und dann hat er mich einmal zur Seite genommen und gesagt: „Das hätte ich mir nie gedacht.“ Und ich habe gesagt: „Man darf das nicht im Vorhinein sagen, man muss einen Menschen einmal richtig kennen lernen.“¹⁸²

Angesichts der Erfahrungen der InterviewpartnerInnen sind in Bezug auf Ausbildungs- und Bildungschancen deutliche geschlechtsspezifische sowie auch regionale Unterschiede erkennbar. Ehemalige männliche Pflegekinder absolvierten eine Lehre oder erlangten - unabhängig ihrer Unterbringung am Land oder in Wien – auch nachträglich durch spätere Ausbildung eine berufliche wie finanzielle Selbständigkeit (wie etwa Herr Ko., Herr Bo. und Herr Br.) Herr Sch. absolvierte als einziger männlicher Interviewpartner eine Ausbildung am Land.

¹⁸⁰ Jahrbuch der Stadt Wien 1952, hg. von der Gemeinde Wien, Wien 1953, S. 70

¹⁸¹ Interview Z., S. 7, Z 7ff

¹⁸² Interview Z., S. 7, Z 47ff

Bei ehemaligen weiblichen Pflegekindern zeigt sich ein ganz anderes Bild: Mädchen am Land absolvierten selten eine Lehre, arbeiteten künftig als Hilfsarbeiterinnen, d.h. verfügten über keine spezifische berufliche Identität, wie etwa Frau Be., die mit Erlangung ihrer Schulpflicht als Hilfsarbeiterin in einem katholischen Sanatorium arbeitet. Frau U.s Ausbildungs- und Berufskarriere wird auf Grund bereits noch im minderjährigen Alter erfolgter Schwangerschaft beeinträchtigt. Zeitlebens ist sie, ebenso wie Frau Be., in unterbezahlten Bereichen des Arbeitsmarktes als Hilfsarbeiterin tätig.

In Wien untergebrachten Pflegekindern standen zumindest tendenziell bessere Bildungschancen als am Land offen. Sowohl Mädchen als auch Buben absolvierten mehrheitlich die Hauptschule, folgend eine Handelsschule oder ein Polytechnikum und schlossen eine Lehre oder Berufsausbildung ab. Anzumerken ist, dass bei jenen InterviewpartnerInnen, die nach der Unterbringung in einer Pflegefamilie in einem Wiener Kinderheim oder anschließend bei ihren Eltern untergebracht wurden, die Berufsausbildung von den jeweils seitens der Fürsorge oder der Familie zur Verfügung gestellten Bildungs- und Ausbildungsressourcen abhängig war.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die Bildungs- und Ausbildungschancen von Pflegekindern entlang der Kategorien Geschlecht sowie sozialer und örtlicher Schichtzugehörigkeit der Pflegeeltern bestimmt wurden.

2.3.7 Die Freizeit- und Sozialkontakte

Wie die Mehrzahl der Interviewpartnerinnen – unabhängig von Typus und Ortsansässigkeit der Pflegefamilie – erzählt, habe es kaum Möglichkeiten zu Sozialkontakten und Freundschaften mit anderen Kindern und SchulkollegInnen gegeben. Dies sei seitens der Pflegeeltern häufig unter Strafandrohung unterbunden worden.

Herr Br. erinnert sich:

„Der Schulweg ist eingeteilt worden von der Schule nachhause 20 Minuten. Wir durften mit den Kindern keinen Kontakt haben. (...) Der Schulweg, der war ca. 2,5 Kilometer in die Volksschule. Wir haben die Strasse nicht verlassen dürfen. Ich bin mit zwei Buben aus der Ortschaft in die Schule gegangen (...) Da haben wir gerauft und wenn dann das Hemd nur ein wenig kaputt war dann hast du zuhause wieder Pracker (Schläge) bekommen, weil alles verdreht war und jetzt muss man ein frisches Gewand und das geht halt nicht. Ja und der Schulweg, das war Minutenreiten, also wenn du ein bissl getratscht hast, hast du das letzte Stück schon rennen müssen, weil wenn du fünf Minuten zu spät gekommen bist, hat es schon wieder eine gegeben „Batsch“.“¹⁸³

Auch für in Wien in Einzelpflege untergebrachte Pflegekinder, wie Frau P., herrschte ein Verbot sich mit anderen Jugendlichen zu treffen:

„Also das war absolut nur Schule und wieder Nachhause, Einkaufen und wieder Nachhause oder Arbeiten und wieder Nachhause. Für mich war das damals einfach selbstverständlich. Im Nachhinein, wenn man nachdenkt, ist das nicht selbstverständlich, weil die anderen haben sicher ein schöneres Leben gehabt.“¹⁸⁴

Nachdem sie lesen kann, bieten ihr die Bücher Ersatz für Kontakte mit Gleichaltrigen sowie die Möglichkeit des Rückzugs aus der Realität: *„Da bin ich stundenlang gesessen und habe gelesen.“¹⁸⁵*

Auch ihre Pflegeeltern hätten kaum Sozialkontakte außerhalb der Familie gepflegt. Ausflüge und Unternehmungen in Wien gab es keine, da die Mutter nur selten die Wohnung verlassen habe. Allerdings kommen Nachbarn zum Fernsehen. Diese Besuche habe sie immer sehr genossen: *„Ich habe mich immer gefreut, wenn jemand gekommen ist, egal wer, Hauptsache es kommt jemand!“¹⁸⁶* Eine Unterbrechung des monotonen Alltags sowie die Möglichkeit eines Kontaktes mit einem gleichaltrigen Kind stellt einzig der jährliche Urlaub bei Bekannten der Pflegeeltern im Waldviertel dar, wo sie gegen Kost und Logie bei einem Bauern wohnen. Die Urlaube sind ihr heute noch in guter Erinnerung:

¹⁸³ Interview Br., S. 10, Z 52ff

¹⁸⁴ Interview P., S. 10, Z 5ff

¹⁸⁵ Interview P., S. 11, 17f.

¹⁸⁶ Interview P., S. 12, Z 8ff

„Dann sind wir mit ihnen aufs Feld und haben bei der Erdäpfelernte geholfen. Da bin ich auch mitgefahren. Das war nicht so wie heute, dass das automatisch geht, da ist ein Pflug gefahren, hat die Erde aufgelockert und wir sind hinten nach und haben die Erdäpfel aufgesammelt. Das war schön, das hat mir gefallen.“¹⁸⁷

Ihr Aufwachsen in der Pflegefamilie habe sie als Kind als „völlig normal“ empfunden, ihr sei nur das Fehlen einer Freundin aufgefallen,

„dass es nicht ganz normal ist, weil ich eben keine Freundinnen hatte, sonst auch niemanden wirklich hatte. Also irgendwie immer so ein einsames Dasein. (...) Irgendwie war ich immer ein wenig Außenseiter. Immer. Kann sein, weil ich vieles nicht durfte, was andere gemacht haben.“¹⁸⁸

Frau Km., untergebracht in Einzelpflege bei Wiener Pflegeeltern, kann sich ebenfalls nicht erinnern als Kind Freundinnen gehabt zu haben,

„weil im Garten, da waren auch Kinder, mit denen habe ich aber selten spielen dürfen, also ich bin eigentlich schon ziemlich fern gehalten worden, abgeschottet. (...) Ich habe überhaupt keine Sozialkontakte gehabt, nein (...) da hat es auch keine Verwandten geben.“¹⁸⁹

Auch Frau G., untergebracht in einer Wiener Pflegefamilie, berichtet vom strikten Kontaktverbot mit anderen Kindern:

„Sozialkontakte, nix! Nein, überhaupt nicht, abgeschottet, aber das ist vom Vater ausgegangen () und i hab mit meiner Schwester gesprochen, bei der war es dasselbe.“¹⁹⁰

Herrn Ko. belastete ebenfalls die Isolation in der Wiener Pflegefamilie, in der er für wenige Monate in Einzelpflege untergebracht ist: *„Nur das Nichtfortgehen“ sei ihm nachträglich „hängen geblieben.“¹⁹¹* Mit dieser Erfahrung erklärt er auch nachträglich seinen Drang zur Freiheit und psychische Probleme, wie Klaustrophobie. Die nachfolgende vorübergehende Unterbringung in einer weiteren Pflegefamilie, einem „Dreibubenhaus“ eröffneten ihm hingegen Freiräume und Kontaktmöglichkeiten sowohl zu mit den Pflegegeschwistern als

¹⁸⁷ Interview P., S. 12, 24ff

¹⁸⁸ Interview P., S. 15, Z 37ff; S.9, Z 52f

¹⁸⁹ Interview Km., S. 9, Z 28ff; S. 10, Z 19f

¹⁹⁰ Interview G., S. 5, Z 32

¹⁹¹ Interview Ko., S. 4, Z 29

auch mit anderen Kindern. Die Zeit seiner Unterbringung, die ihm in positiver Erinnerung ist beschreibt er als „ganz normalen Alltag“:

„War alles ganz normal, weil einer von den Söhnen, das war der Willi, der ist schon in die Schule gegangen und damit war der Tagesablauf schon irgendwo vorgegeben, das heißt also um sechs oder halber sieben aufstehen, gefrühstückt, und dann ist der halt in die Schul gegangen. Ich habe mir mit dem anderen, mit dem Gerhard, dann halt die Zeit vertrieben: (...) da hat man in den Park gehen können, man hat noch Fußball spielen können (...) Also ich finde das war wunderbar und zu Mittag dann sind wir halt heimgegangen.“¹⁹²

Bei am Land in Großpflegefamilien untergebrachten Pflegekindern waren Sozialkontakte außerhalb der Familie ebenso wie der Schulbesuch von der Arbeit am Hof determiniert:

„Nicht Skifahren, nicht baden, nicht wandern, gar nichts. Immer wenn so etwas war, hat die Pflegemutter schon angerufen gehabt und gesagt, wir brauchen die Kinder zum Arbeiten.(...)Die Arbeiten, da brauchen wir eh gar nicht reden, egal was es war, die anderen sind baden gegangen, das haben wir alles nicht gekannt, Skifahren, oder// Nichts, wir haben in der Früh auf müssen, arbeiten, in die Schule laufen, heim, eine Kleinigkeit essen, Sterz oder wenn wir abgestochen haben, ein Bluttommerl.“¹⁹³

Frau Be. und Frau U., die gemeinsam in der Südsteiermark die Schule besuchten, hatten keine Möglichkeit sich über ihre Erfahrungen und ihr Leid in der Großpflegefamilie auszutauschen. Heute sind sie eng befreundet und unterstützen einander.

War für Frau U. die Teilnahme am Wandertag auf Grund der Arbeit am Hof verboten, so fühlt sich Frau Be. Auf Grund des fehlenden Taschengeldes von den anderen MitschülerInnen benachteiligt bzw. diesen gegenüber als „anders“:

„Wir haben schon gehen können, aber wir hatten kein Geld mit. Die Anderen haben alle Frankfurter mit Senf gegessen und wir hatten unser altes Brot mit dem ranzigen Verhackerten.“¹⁹⁴

¹⁹² Interview Ko., S. S. 5, Z 10ff

¹⁹³ Interview U., S. 19, 54f; S. 5, 10ff

¹⁹⁴ Interview Be., S. 19, Z 50f

Auch Herr Bo. erinnert sich auf Grund Geldmangels von gemeinsamen Aktivitäten mit andern Schulkolleginnen und Freunden ausgeschlossen gewesen zu sein:

„Geld habe ich keines gehabt, nie eines bekommen. Die anderen sind ins Kino gegangen und ich bin draußen davor gestanden und habe mit die Bilder angeschaut.“¹⁹⁵

Für Jugendliche, wie Frau Z. erzählt, sei der Kontakt mit Gleichaltrigen sowohl auf Grund des Verbots seitens der Eltern sowie monetärer Aspekte ebenfalls behindert worden:

„Am Anfang haben wir gar nichts bekommen und dann, wie wir so 14 oder 15 Jahre alt waren, haben wir unser Taschengeld erarbeitet. Da haben wir geputzt oder etwas anderes gemacht und dafür haben Geld bekommen. Taschengeld hat es damals sowieso nicht gegeben. Ausgehen hat es auch nicht gegeben, wir waren immer zuhause. Ausgehen war strengstens ausgeschlossen. Ich bin das erste Mal ausgegangen, da war ich schon in der Lehre.“¹⁹⁶

Der jugendlichen Frau W. wurden die Kontakte mit SchulfreundInnen auf Grund des Alters ihrer Pflegeeltern, beide waren bereits bei Übernahme des Mädchens in Pflege im Pensionsalter, erschwert, da sie sich immer für diese sowie auf Grund ihres Status als Pflegekind schämte:

„Ja, aber das war halt dann auch immer schwierig, weil die eine war bitterböse auf mich, weil ich habe sie immer versteckt, die Pflegeeltern waren eindeutig nicht meine Eltern, und dann hat sie einmal zu mir gesagt: warum hast du mir nicht gesagt, dass du bei deinen Großeltern aufwächst? Und das habe ich ihr dann auch lange nicht getraut zu sagen. Ich wollte eben die Frage nicht: Was ist mit deinen Eltern? Wo ist deine Mutter? Das wollte ich irgendwie nicht als Jugendlicher. Das ist einem irgendwie peinlich gewesen.“¹⁹⁷

Erfahrungen der sozialen Isolierung ist allen InterviewpartnerInnen, unabhängig ihrer Unterkunft in einer Großpflegefamilie oder in einer Kleinfamilie sowie der örtlichen Unterbringung in Wien oder am Land, gemeinsam.

¹⁹⁵ Interview Bo., S. 5, Z 56ff

¹⁹⁶ Interview Z., S. 14, Z 1ff

¹⁹⁷ Interview W., S. 16, Z 16ff

Für manche Kinder stellte der Schulbesuch trotz aller Diskriminierungen und negativer Erfahrungen jedoch auch eine Inanspruchnahme sonst nur gering vorhandener Freiräume dar. Herr M., erinnert sich zwar daran, während seiner Unterbringung in einer Wiener Großpflegefamilie Schulfreunde gehabt zu haben, doch sei der Kontakt mit diesen auf Grund des Verbots sowie fehlendem Taschengeld immer schwierig gewesen. Von gemeinsamen Aktivitäten sei er auf Grund dessen zwar ausgeschlossen worden, doch habe er nach Lösungen gesucht, dies zu umgehen.

„Wenn sie wo Eisessen gehen oder Schwimmen oder ins Hallenbad im 10. Bezirk oben, das Amalienbad, da haben wir gesagt, wir haben in der Schule ein bisschen länger. Wir haben gelogen, damit wir da baden gehen konnten. Und da sind wir dann baden gegangen. Und damit du die nassen Haare wegbekommst, haben wir die bei der Straßenbahn hinausgehalten, das sie trocknen.“¹⁹⁸

Ländlichen Pflegekindern eröffnete der sonntägliche Kirchgang die Möglichkeit, mit anderen Kindern außerhalb der Pflegefamilie Kontakt zu haben. Während die Pflegeeltern von Frau T. und Herrn Br. nach der Kirche ins Gasthaus gehen, werden die Kinder für kurze Zeit sich selbst überlassen:

„Und dass sie uns halt nichts kaufen müssen, haben wir extra gehen müssen. Für uns war das lustig, weil wir sind von daheim weg gekommen. Es war eine Abwechslung und wir haben Schulkollegen getroffen.“¹⁹⁹

2.3.8 Berufsausbildung und berufliche Karriere

Angesichts der zuvor skizzierten Entwicklungen waren auch die folgenden Jahre des Berufslebens bzw. bis zur Erreichung des Pensionsalters von den zuvor möglichen bzw. nicht möglichen Bildungs- und Ausbildungschancen geprägt.

Berufsausbildung und Berufsausübung ehemals am Land in einer bäuerlichen Großpflegefamilie untergebrachter Pflegekinder:

Herr Bo., der auf Grund fehlenden positiven Schulabschlusses lange Jahre als Hilfsarbeiter tätig war und erst als Erwachsener eine Gartenbaulehre erfolgreich

¹⁹⁸ Interview M., S. 11, Z 30ff

¹⁹⁹ Interview Br., S. 19, Z 14ff

absolvierte, betrieb lange Jahre bis zu seiner Pensionierung eine eigene Gartenbaufirma.

Herr Br., der nach Absolvierung der Hauptschule und anschließender nicht abgeschlossener Installateurlehre als Lehrling bei der Gemeinde Wien zu arbeiten begann, war dort bis zu seiner Zwangspensionierung beschäftigt. Auf Grund seiner körperlichen Beeinträchtigung infolge eines Arbeitsunfalls als Pflegekind war er als Fahrer tätig. Wie er erzählt, habe er in diesen Jahren viel gearbeitet, aber auch sehr viel verdient, sodass er sich einen Wohlstand erwirtschaften konnte. Heute ist er Pension.

Frau Be. hat die Hauptschule und anschließend bis 1974 das Polytechnikum besucht. Nach Schulabschluss arbeitete sie als Putzfrau. Nach der Geburt des ersten Kindes ist sie in der Landwirtschaft ihres ersten Mannes tätig. Im Zuge ihrer Scheidung übersiedelt sie nach Graz, wo sie lange Jahre als Hilfsarbeiterin beschäftigt ist. Infolge psychischer als auch physischer Erkrankungen befindet sie sich heute in Invaliditätspension.

Frau U., die auf Grund lediger Schwangerschaft als Minderjährige die Handelsschule nicht beendet, ist ebenfalls, unterbrochen durch Kinderbetreuungszeiten, zeitlebens als Hilfsarbeiterin im Südburgenland tätig. Heute ist sie auf Grund physischer als auch psychischer Probleme in Invaliditätspension.

Frau T., die im Anschluss an ihre abgebrochene Lehre als Verkäuferin zeitlebens in diversen Hilfsarbeitsbereichen tätig ist, erlangte im Zuge ihrer dritten Ehe ökonomischen Aufstieg. Gemeinsam mit ihrem Mann betrieb sie eine eigene Firma. Heute ist sie auf Grund schwerer körperlicher Beeinträchtigungen in Invaliditätspension.

Frau S., absolvierte im Anschluss an ihren Hauptschulabschluss im Kinderheim Wilhelminenberg eine Lehre als Verkäuferin. In diesem Bereich ist sie jedoch nur wenige Jahre tätig. Auf Grund der Betreuung ihrer Kinder ist sie zuerst halbtags und anschließend ganztags als Heimhilfe tätig. Diesen Beruf übt sie heute noch

aus. Zum Zeitpunkt des Interviews war sie auf Grund psychischer Probleme im Krankenstand.

Berufsausbildung und Berufsausübung ehemals am Land in einer Großpflege untergebrachter Pflegekinder:

Frau Z. absolvierte nach Abbruch der ersten Klasse Handelsschule in Jennersdorf eine Lehre als Koch- und Kellnerin. In diesem Gewerbe ist sie seither weiterhin im Burgenland tätig.

Berufsausbildung und Berufsausübung ehemals am Land in Einzelpflege untergebrachter Pflegekinder:

Herr Sch., der nach Abschluss der Handelsschule den Wunsch hegte nach dem Bundesheer die Polizei- und Zollschule zu besuchen, begann eine Eisenbahnlehre im Südburgenland. Heute lebt er in Jennersdorf und ist nach wie vor bei der Eisenbahn angestellt.

Berufsausbildung und Berufsausübung ehemals in Wien in Einzelpflege untergebrachter Pflegekinder:

Frau W., die nach dem Tod ihrer Pflegeeltern bis zu ihrem 19. Lebensjahr im Kinderheim Biedermannsdorf untergebracht ist, besuchte nach der 6. Klasse Gymnasium eine dreijährige Fachschule für wirtschaftliche Frauenberufe und schloss diese erfolgreich ab. Im Anschluss daran absolviert sie eine sozialpädagogische Ausbildung. Sie ist jedoch auf Grund psychischer Probleme seit langen Jahren in frühzeitiger Pension.

Frau P., die im Anschluss an den Besuch der Hauptschule und des Polytechnikums eine Lehre als Einzelhandelskauffrau machte, war trotz zweifacher Mutterschaft zeitlebens in diversen Sparten des Arbeitsmarktes, sei es im Büro, wo sie sich bis zur Abteilungsstellvertreterin hinaufarbeitet, oder als Sprechstundenhilfe berufstätig. Auf Grund schwerer psychischer und physischer Belastungen hat sie vor kurzem einen Pensionsantrag gestellt.

Frau G., absolvierte im Anschluss an ihren Hauptschulabschluss im Kinderheim Wilhelminenberg das Polytechnikum und schloss eine Lehre als Verkäuferin ab.

Unterbrochen durch Schwangerschaften ist sie in diesem Bereich sowie in einem Büro tätig.

Frau Km. absolvierte ihren Hauptschulabschluss im Kinderheim Wilhelminenberg und anschließend eine Lehre als Paramentenstickerin. Im Anschluss an Ausbildungen zur Stationsgehilfin und als Altenpflegerin ist sie bis zu ihrer Pensionierung in diesem Bereich tätig.

Herr Ko., geb. 1951, der im Anschluss an seine Unterbringung in einer Pflegefamilie bei seinen Eltern aufwuchs, besuchte nach seinem Hauptschulabschluss die Handelsschule. Nach erfolgreichem Abschluss beginnt er eine Lehre bei der Gemeinde Wien. In der Folge macht er die Abendmatura sowie diverse Fortbildungen in EDV und war als Prokurist tätig. Heute ist er in Pension.

Berufsausbildung und Berufsausübung ehemals in Wien in einer Großpflege untergebrachter Pflegekinder:

Herr M., der seinen Sonderschulabschluss im Kinderheim Biedermannsdorf und anschließend eine Lehre als Fliesenleger absolvierte, war bis vor kurzem in diversen Firmen dieser Berufsbranche tätig. Auf Grund eines großen Konkurrenzdruckes am Arbeitsmarkt ist er immer wieder arbeitslos. Seine psychische Verfassung gibt er als Grund für den gegenwärtigen Bezug einer Pensionsbevorschussung an.

2.3.9 Erfahrungen psychischer Gewalt

Psychische Gewalt ist im Alltag der Pflegekinder allgegenwärtig, sei es in der Öffentlichkeit, insbesondere in Form von Diskriminierungen und Benachteiligungen anderen Kindern gegenüber oder des Ausschlusses aus sozialen Gemeinschaften.

Innerhalb der Pflegefamilie, deren Erziehungsziele - wie die Erzählungen der InterviewpartnerInnen belegen - überwiegend in der Herstellung von Ordnung und Disziplin lagen, erfolgte psychische Gewalt – unabhängig von physischer und sexueller Gewalt – vielfach in Form von verbalen Demütigungen. Frau Be. erinnert sich daran, regelmäßig als „Fürsorgekrüppel“ bezeichnet worden zu sein.

Man sei als Pflegekind „immer hergerichtet worden, unterdrückt worden, man ist kein Mensch gewesen. (...) Menschen waren wir nicht.“²⁰⁰

Alle InterviewpartnerInnen haben eine strenge Erziehung genossen: Strafsanktionen – häufig auch willkürlich - in Form von Taschengeldentzug, Fernseh-, Spiel- und Ausgehverbote, die Kinder ängstigendes Ein- und Wegsperrern sowie seitenlangen Schreibaufgaben kennzeichnen den Alltag ehemaliger Pflegekinder:

*„Na, da haben sie müssen zehn Seiten schreiben, aber nicht so normale, sondern aus dem Buch heraus und von dem zehn Seiten. (...) Ja. Ich meine zehn Seiten sind gleich runter geschrieben, aber aus einem Buch, das dauert eine Ewigkeit. Aber vorher gehen sie nicht schlafen. Das müssen sie erst fertig haben und dann können sie schlafen gehen“.*²⁰¹

Ebenso stellt die Isolierung von der Außenwelt in Form eines Verbots von Sozialkontakten und der Teilhabe an sozialem Leben Gleichaltriger, etwa in der Schule und bei Freizeitaktivitäten, die Reduktion auf die Pflegefamilie und das Verbot mit einer als feindlich dargestellten Außenwelt zu kommunizieren, für die Mehrheit der interviewten ehemaligen Pflegekinder eine große psychische Belastung und Diskriminierung dar, aus der häufig Skepsis und Unsicherheiten im Sozialkontakt resultierten. (Vgl. Kap. Freizeit und Sozialkontakte)

Frau P., deren Pflegeeltern als sehr streng geschildert werden, befürchtete Strafen bei Vergehen gegen seitens der Pflegemutter verhängte Sprechverbote in der Öffentlichkeit:

*„Wenn wir z.B. weggegangen sind, hat sie mir zu Hause schon gesagt: „du redest nichts, du hältst den Mund!“ und „Wehe, du machst den Mund auf, dann freu dich, wenn wir heimkommen!“*²⁰²

Frau T. und ihre Pflegegeschwister werden wiederum bei Besuchen, egal ob es sich um Verwandte, Nachbarn oder den Briefträger gehandelt habe, regelmäßig aus dem Haus ausgesperrt:

²⁰⁰ Interview Be., S. 10, Z 12f

²⁰¹ Interview M., S. 10, Z 22ff

²⁰² Interview P., S. 3, Z 21ff

„Alleine durften wir nicht sein. Wenn wir allein waren, mussten wir hinaus und das Haustor wurde zugesperrt. Also wir konnten nicht ins Haus, egal ob das jetzt den ganzen Tag gedauert hat. Das war auch wenn Besuch gekommen ist, egal wer und zu welcher Jahreszeit oder Tageszeit, da haben wir raus müssen. Sofort, der Besuch war noch nicht mal im Hof, wenn die gesehen haben, dass jemand kommt, haben sie schon gesagt „hinaus!“ (...) Ganz egal, da haben wir raus müssen, egal ob es Minusgrade gehabt hat oder ein Gewitter war, das war egal. Wir hatten ja Angst vor Gewitter und haben uns versteckt im Heuboden oder der Wäschekammer. Da haben wir Angst gehabt, wenn der Blitz einschlägt, hast ja tot sein können.“²⁰³

Die mutwillige Zerstörung oder der Entzug eines emotionalen Bezugsobjektes oder etwa auch von Fotos, die an die Herkunftsfamilie, zu der es meist keinen Kontakt gab, erinnern, stellen besonders grausame Formen der psychischen Gewalt dar. Für Frau P., die als Einzelkind in einer Wiener Pflegefamilie aufwächst und bis zu ihrer Hochzeit von der Pflegemutter Ohrfeigen erhält, erfuhr angesichts der psychischen Grausamkeit der Pflegemutter eine besonders sadistische psychische Gewalt:

„Ich hatte einen Teddy, den habe ich über alles geliebt. Irgendwann war der Teddy nicht mehr ansehnlich, die Stofftiere waren ja früher mit so Stroh gefüllt und da ist auch schon die Naht aufgegangen, wo das Stroh rausgeschaut hat. Meine Mutter hat mir immer damit gedroht: den Teddy werfe ich weg. Und ich habe immer gesagt: „Nein, den Teddy bitte nicht wegwerfen! Das ist mein Lieblingstедdy! Ich nähe ihn zusammen und mache ihn wieder ganz!“ Und eines Tages gingen wir in die Waschküche, haben den Ofen wieder eingeheizt und sie hat dann meinen Teddy vor meinen Augen in den Ofen geworfen. Ja, den Teddy werde ich nicht vergessen.“²⁰⁴

Als besonders „effiziente Disziplinierungsmaßnahme“ galten wiederholte Strafandrohungen, die auch seitens der Fürsorge und der Schule artikuliert wurden, bei Vergehen in ein Heim eingewiesen zu werden. Die Drohung „*wenn Du nicht brav bist, wennst nicht parierst kommst ins Heim*“ – hat alle begleitet. An dieser Stelle sei angemerkt, dass Pflegeeltern, die ihre Kinder aus emotionalen Gründen behalten wollten, unter Druck standen, „ordentliche“ Kinder heranzuziehen, andernfalls drohte ihnen die Wegnahme der Kinder. Der Tatsache, dass eine Abnahme mitunter bereits ein traumatisches Erlebnis

²⁰³ Interview T., S.10, Z 27f, S. 10, Z 38ff

²⁰⁴ Interview P., S. 11, Z 6ff

darstellte, sei es auf Grund einer Trennungserfahrung, sei es auf Grund bereits im Kleinkindalter erlebter physischer, psychischer und sexueller Gewalt, wurde weder seitens der Pflegeeltern noch seitens der Fürsorge Rechnung getragen.

Verpflichtungen zur Dankbarkeit sowie Androhungen, das Mädchen in ein Heim zu geben, fungierten auch in der Pflegefamilie von Frau Z. als Erziehungsmaßnahmen zur Anpassung:

„Und dann hörst du: „Du musst ja froh sein, dass wir dich aufgenommen haben.“ Wenn ich aufgemuckt habe oder so: „Du musst froh sein, wenn du hier aufwachsen darfst.“ oder „Sonst kommst du ins Heim.“ Das waren die Sprüche. Und irgendwann machst du dann auch alles, was sie wollen.“²⁰⁵

Fast jeden zweiten Tag habe ihr die Pflegemutter damit gedroht, weshalb sie es aber letztlich dann gar nicht mehr so ernst genommen habe:

„Aber da hast du dann nicht mehr hingehört. Das nimmst du nicht mehr ernst, wenn du immer das Gleiche hörst. Du denkst dir dann: soll sie nur reden, morgen bin ich noch immer da. (...) Die Pflegemutter hat immer mit der Fürsorge gedroht: „Ich rufe die Fürsorge an, wenn du nicht tust, was ich sage!“²⁰⁶

In der Pflegefamilie von Frau W. war die Androhung in ein Heim überstellt zu werden symbolisch durch eine Karte in der Küchenkredenz allgegenwärtig:

„(...) aber wenn ich irgendwie dann frech wurde, sie hatten immer eine Karte, ich weiß nicht, war sie gelb oder rosa, und die stand immer in der Kredenz in der Küche. Und das war die Karte, die bräuchte man nur abzuschicken, und dann würden die vom Jugendamt kommen und ich wäre sofort wieder im Heim. Diese Karte stand immer als Drohung da.“²⁰⁷

Unabhängig von den der jeweiligen Pflegefamilie zu Verfügung stehenden materiellen Ressourcen wird in fast allen Erzählungen jener Kinder, die gemeinsam mit leiblichen bei Pflegeeltern untergebracht waren, die differente Behandlung der eigenen Kinder den Pflegekindern gegenüber thematisiert. Dies betrifft insbesondere Benachteiligungen in der Versorgung mit materiellen Gütern, etwa die Ausstattung mit Kleidung und Spielsachen, sowie die

²⁰⁵ Interview Z., S. 3, Z 41ff

²⁰⁶ Interview Z., S. 14, Z 34ff

²⁰⁷ Interview W., S. 5, Z 14ff

Unterbringung in einem Zimmer. Insbesondere die Nahrungsversorgung und Essensrituale verweisen auf beschämende Benachteiligungen Pflegekindern gegenüber leiblichen Kindern und Verwandten, wie etwa im Fall von Frau S.. Der ebenfalls am Hof der Pflegemutter lebende Enkel wird gegenüber den Pflegekindern deutlich bevorzugt:

„Dem, dem ist es gut gegangen, der hat ja alles gehabt. Der hat auch mit uns nicht am Tisch gesessen beim Essen (...) der Michael war nie dabei. Wo der war, weiß ich nicht.“²⁰⁸

Herr M. erinnert sich, dass sogar die Katzen besser behandelt worden wären als die in der Wiener Großpflegefamilie untergebrachten Kinder:

„Die Frau hat zwei Katzen gehabt. Die haben besser gegessen als wie die Kinder. Auf jeden Fall. Die ist hinunter gegangen, hat die Leber geholt, hat die Leber geröstet (...) und ihnen hat sie hingestellt die Krautfleckerl. Und wenn sie nicht aufgeessen haben, sind sie auf dem Tisch sitzen geblieben, bis sie es gegessen haben. Sie hat sie nicht aufstehen lassen, (...) bis 10 oder 11 in der Nacht.“²⁰⁹

Von Essenszwang und Bestrafungen in Form von Essensentzug²¹⁰ zeugen auch die Erzählungen von Herrn Br. und Frau T.. Zudem hätten die Pflegekinder immer schlechteres Essen als die restliche Familie erhalten:

„Sie selbst haben die Schnitzel gegessen. Oder beim Hendl, wir haben immer nur die vorderen Flügel bekommen. Die Haxen und die Klauen und das ist in der Suppe gekocht worden – „wäh“ (ekelt sich). Es war immer was zu essen da, braucht euch nicht zu beschweren! Wir mussten immer dankbar sein, dass sie uns überhaupt genommen haben!“²¹¹

Auch Frau Z. erinnert sich an differente Behandlung der Pflegemutter den fünf Pflegekindern gegenüber:

²⁰⁸ Interview S., S. 10, Z 26ff

²⁰⁹ Interview M., S. 5, Z 9ff

²¹⁰ Vgl. Interview T., S. 19

²¹¹ Interview Br., S. 20, Z 2ff

„Ja, wir sind schon unterschiedlich behandelt worden. Die eigenen Kinder wurden bevorzugt, das hast du gemerkt. (...) Und wir Pflegekinder sind in einem Zimmer gelegen mit Stockbetten, so wie man sich das vorstellt. Und die eigenen Kinder, da hat jeder ein eigenes Zimmer gehabt.“²¹²

Für die jugendliche Frau Be. gestaltete sich vor allem die schlechte Kleidung als massive Benachteiligung:

„Da hat es nix gegeben. Oder, dass wir ein Fahrrad bekommen hätten oder sonst was, was die anderen bekommen haben. Wir haben gar nix gehabt. Gewand ist am Fetzenmarkt ((Flohmarkt)) eingekauft worden für uns. Wir haben nie ein neues Gewand bekommen.“²¹³

2.3.10 Erfahrungen physischer Gewalt

Vor dem Hintergrund zeitgenössischer Pädagogik stellte die „gunde Watschn“ in allen untersuchten Pflegefamilien ein gängiges Erziehungsmittel dar.

Frau G. beschreibt den Erziehungsstil jener Jahre folgendermaßen:

„Rückblickend würde ich sagen, hauptsächlich halt lieblos und (...) Lob haben wir gar keines bekommen. Ich glaube, das war die Nachkriegsgeneration, also die Kriegsgeneration, Schläge halt, hauptsächlich.“²¹⁴

Physische Gewalt wird von diversen Familienmitgliedern ausgeübt, von älteren, mitunter erwachsenen leiblichen Kindern der Pflegeeltern oder durch einen oder beide Pflegeeltern. Gewalt unter den Pflegekindern stellte kein Thema der Erzählungen dar.

In der Pflegefamilie von Herrn M. ist es vor allem der Ehemann der erwachsenen leiblichen Tochter der Pflegemutter, der die Kinder schlägt. Dieser habe regelmäßig *„hinter der Tür gestanden, der hat ihnen einen Schuss gleich runtergehauen, da sind sie gleich durchs ganze Wohnzimmer/durchs ganze Vorzimmer geflogen.“²¹⁵*

²¹² Interview Z., S. 4, Z 49f; S. 5, Z 8ff

²¹³ Interview Be., S. 22, Z 8ff

²¹⁴ Interview G., S. 2, Z 12ff

²¹⁵ Interview M., S. 10, Z 32ff

Frau U. wiederum schildert insbesondere die Pflegemutter als besonders brutal:

„Und wenn wir zu spät heimgekommen sind, um 5 Minuten, wir mussten alles zu Fuß gehen, haben wir Schläge bekommen. Wir haben ein großes Vorhaus gehabt, da mussten wir von draußen herein mit den Knien bis zur ihr in die Küche hinein und bitten, weil ich zu spät heimgekommen bin. Und (...) hast du eine Watsche bekommen.“²¹⁶

Frau Z., die sich ebenfalls an regelmäßige Ohrfeigen der Pflegemutter erinnert, erklärt diese nachträglich mit einer Überforderung auf Grund der großen Kinderzahl, um die sich die Pflegemutter zu kümmern hat:

„Dafür ist ihr öfters die Hand ausgekommen. Aber andererseits hat sie auch nicht anders können, wenn du zehn Kinder im gleichen Alter hast. Ohrfeigen haben wir bekommen.“²¹⁷

Frau G. wird auf Grund Bettnässens regelmäßig von ihren Pflegeeltern geschlagen. Heute zeigt auch sie, wie die folgende Erzählpassage hervorbringt, für deren Gewalttätigkeit Verständnis:

„Das hat sicher dann mitgespielt (...), dass ich manchmal sicher unerträglich war () für sie und dass sie mir halt dann umso mehr Schläge gegeben haben. Weil leider, das weiß ich noch, dass ich bettgenässt habe und das natürlich sehr unangenehm. Ich hab dann den Popo ausgehaut gekriegt und so (...) naja keine schöne Zeit.“²¹⁸

Insbesondere in Großpflegefamilien bäuerlichen Milieus wurde eine weit über die bisher geschilderte physische und damit verbundene psychische Gewalt hinaus gehende körperliche Züchtigung, nicht zuletzt in sadistischer und auch das Leben der Kinder gefährdender Form, als ein wesentliches Disziplinierungsmittel eingesetzt. Die InterviewpartnerInnen berichten von brutalen Schlägen, Tritten, Verletzungen mit Arbeitsgeräten etc. Dazu Herr Br.:

„Ich kann mich erinnern, ich habe mit einem Prügel Hiebe bekommen, hinten in die Nieren hinein, da hast du nach Luft geschnappt und dann bist du halt eingegangen ((umgefallen)) und das war halt so.“²¹⁹

²¹⁶ Interview U., S. 4, Z 39ff

²¹⁷ Interview Z., S. 4, Z 35f, S. 4, Z 40

²¹⁸ Interview G., S. 2, Z 22ff

²¹⁹ Interview Br., S. 18, Z 29ff

Herr Br. erinnert sich an die Brutalität des Pflegevaters sowie dessen erwachsenen leiblichen Sohnes:

„Also von den normalen Ohrfeigen, Watschen, Hintern aushauen, davon rede ich gar nicht, das war Liebkosung. Also wir haben schon massiv Hiebe bekommen bis zur Bewusstlosigkeit. Vom Pflegevater und vom Sohn. Wobei ich dazusagen muss, die Pflegemutter war selbst ein Pflegekind früher und die hat das nicht wollen.“²²⁰

*„Wie gesagt, Hiebe hat es gegeben, dass wir bewusstlos waren und wir sind auch gewürgt worden bis wir bewusstlos waren. Vom Sohn, aber meistens unter der Anleitung vom Alten, weil der nicht mehr konnte.“²²¹
Du bist ja hinaus gezerrt worden wie eine Sau aus dem Stall. Ob er dich jetzt bei den Ohren erwischt hat oder im Genick, hinaus, über die Stiegen runter (...) Wie oft haben wir die Ohrläppchen eingerissen gehabt!“²²²*

In Frau U.s Erzählung findet die Brutalität der Pflegemutter prominent Erwähnung, die auf die Schwangerschaft der minderjährigen Pflege Tochter mit massiver Gewaltanwendung reagiert:

„Ich sage ja, ich habe einmal was mit ihm gehabt und war schwanger. Und ich habe es auch der Pflegemutter gesagt, ich lüge sie nicht an, die hat mich hineingezogen in den Boden hinein, hat mich gedroschen und hat geplärrt: „Das Kind muss raus!“ (...) Und Sie, die Pflegemutter! Die wollte, dass ich das Kind verliere!“²²³

Wiederholt massive physische Gewalt, muss sie jedoch nicht nur durch die Pflegemutter, sondern auch deren älteren leiblichen Sohn erdulden:

„Da bin ich pudelnackt ausgezogen worden, das werde ich nie vergessen. Ich weiß bis heute nicht, was ich getan habe, was ich nicht alles nachstudiere! Ich bin einmal komplett ausgezogen worden nackt. Wir haben so einen großen Tisch gehabt, wo die Kinder gesessen sind, da wurde ich hinauf gelegt und der W. hat mich (...) gedroschen. Natürlich, eine Woche keine Schule. Da war ich 11 Jahre alt. (...) Ich weiß bis heute nicht, warum ich da so verdroschen wurde. Es muss etwas Gröberes gewesen sein. Aber ich weiß, dass ich eine Woche nicht in die Schule gehen durfte, weil ich hatte Wunden am ganzen Körper.“²²⁴

²²⁰ Interview Br., S. 3, Z 10ff; S. 3; Z 16ff

²²¹ Interview Br., S. 5, Z 15ff

²²² Interview Br., S. 20, Z 24ff

²²³ Interview U., S. 6, Z 34ff; S. 6, Z 40

²²⁴ Interview U., S. 12, Z 45ff; S. 12, Z 53ff

Sichtbare Verletzungen und Wundmale als Zeugnis erlittener Gewalt wurden durch Wegsperrungen und Schulbesuchsverbot vertuscht.

Die Verhängung dieser Strafen erfolgte zumeist willkürlich, d.h. ohne einen den Kindern erkennbaren Grund. Die allseits gegenwärtige Angst davor dient der Anpassung an die Interessen der Pflegeeltern: *„Ja, wie oft haben wir Hiebe bekommen und auch nicht gewusst warum!?! Das war ja sowieso wurscht!“*²²⁵

Auch Todesängste seitens der Pflegekinder waren, wie die Erfahrung von Herrn Br. zeigt, die Folge.

*„Silo einschneiden haben wir müssen barfuß! Das ist ein runder Silo, so um die acht oder neun Meter hoch und da sind zwei oder drei Türln drinnen. Da wird das Tor zugemacht und von oben kommt das Schnittgut mit einem Karacho hinunter weil das von einer Turbine angetrieben wird. Da haben wir so einen Kartoffelsack drüber bekommen und die Stengel vom Kukuruz die sind ja hart, die sind herunter genagelt, finster war es. Da mussten wir in den Silo gehen oft einen ganzen Tag. Und da ist von dieser Turbine ein Messer abgebrochen und in den Silo hinunter radiert auf den Beton und das hat ja Funken geschlagen und da haben wir geschrien. Ja, „geht hinaus“, neues Messer montiert, wieder hinein, gemma!“*²²⁶

Insbesondere *„wenn die Arbeit nicht so gegangen ist“*, sei der Pflegevater *„narrisch worden, hat einen Holzprügel genommen und „bumm“ da bist du dann umgefallen wie ein Stück Holz.“*²²⁷

Seitens der Pflegemutter hätten die Kinder keine Unterstützung erhalten, im Gegenteil, Erzählungen über erlebte Gewalt, wären von weiterer Gewalt begleitet gewesen:

*„Wenn die Mutter gefragt hat, was jetzt wieder war und du hast es ihr gesagt, dann hast du wieder Hiebe bekommen, da hast du nichts mehr gesagt. Das war halt so.“*²²⁸

²²⁵ Interview Br., S. 16, Z 39f

²²⁶ Interview Br., S. 21, Z 30; S. 21, Z 34ff

²²⁷ Interview Br., S. 5, Z 35f

²²⁸ Interview Br., S. 5, Z 40ff

Allerdings wurden nicht alle Pflegekinder geschlagen. So dürften, der Erzählung von Frau T. zufolge, insbesondere Kleinkinder besser behandelt worden sein, während jedoch die älteren Pflegekinder zu Sündenböcken für Vergehen der jüngeren gemacht wurden:

„Nein, alle kann man nicht sagen. Es hat// Meine Schwester und ich waren die Leidtragenden, wir waren die Ältesten. Wir mussten immer auf die Kleinen aufpassen und wenn die Kleinen etwas gemacht haben, haben wir die Schläge bekommen.“²²⁹

Frau T., die mit der Aufsicht der kleineren Pflegekinder betraut ist, versucht diese vor Gewalthandlungen der Pflegeeltern sowie deren Sohn zu beschützen, auch auf die Gefahr hin selbst stattdessen bestraft zu werden:

„Bei mir war immer die Angst, dass sie irgendetwas machen, wo ich dann Hiebe bekomme. (...) Wir haben schon oft hingehalten für die. Damit die Kleinen keine Hiebe bekommen. Weil es waren damals schon welche dabei, die relativ klein waren.“²³⁰

Auch die Erzählung von Frau S. zeugt von massiver physischer Gewalt in der Bergbauernfamilie, der sie und ihr jüngerer Brüder ausgesetzt sind:

„Ich meine, wenn wir etwas angestellt haben, haben wir unsere Wascher gekriegt. (...) Knien auf Holzscheiten. (...)“ Einmal sogar wird sie so stark geschlagen, dass sie das Schlüsselbein gebrochen gehabt habe, doch dies sei „verheimlicht worden“. Durchgeführt wurden die Schläge vor allem „mit (...) Weidenrute (...) aber das hat ganz schön wehgetan, hat geschmalzt. (...) des war fast täglich an der Tagesordnung.“²³¹

Mitunter waren diesen Formen häuslicher Gewalt („Gewalt in der Familie“) sowohl die Pflegekinder als auch mitunter (unabhängig von Milieu und Region) ihre Pflegemütter ausgesetzt. Erinnerungen an aggressive und gewalttätige alkoholisierte Pflegeväter finden sich in vielen der Erzählungen, wie etwa auch in der von Frau P.:

²²⁹ Interview Br., S. 3, Z 22f

²³⁰ Interview T., S. 20, Z 26ff

²³¹ Interview S., S. 2, Z 7ff, S. 2 Z 18ff

„Es hat Zeiten gegeben, da ist er jeden Tag heimgekommen und konnte nicht mehr gerade stehen. Wie er da überhaupt heimgefunden hat, wundert mich. Und dann haben sie noch gestritten, dann ist er meistens noch rabiät geworden, aber ihr gegenüber.“²³²

Sie selbst wurde nicht von ihm geschlagen, sie „habe sowieso immer geschaut“, dass sie sich „dann gleich verdünnsiere.“²³³ Sie habe große Angst gehabt, aber nicht um sich selber, sondern um ihre Pflegemutter. Die Tatsache, dass der Pflegevater alkoholkrank war, habe das Jugendamt nicht mitbekommen, da er bei den Hausbesuchen nie anwesend gewesen sei.

Auch der Pflegevater von Frau Be. ist alkoholkrank und versetzt die Mutter sowie die Pflegekinder auf Grund seiner Aggressivität und Gewalttätigkeit regelmäßig in Angst:

„Ja, und der Pflegevater war halt ein totaler Alkoholiker. Und wenn der getrunken hat, und der hat viel getrunken, der hat uns um 10 Uhr am Abend// Da war so eine Küchentür mit Glas, da hat er durchgeschlagen. Da sind wir hinaus, wir haben nur unsere Nachhemden angehabt, keine Schuhe, nur hinaus und sind im Kuhstall wieder gesessen mit der Pflegemutter aber. Da hat sich keiner hineingetraut mehr. Im Kuhstall sind wir gesessen, damit wir nicht erfroren sind.“²³⁴

Auf Grund der regelmäßigen psychischen, physischen wie auch sexuellen Gewalt des alkoholkranken Pflegevaters versucht Frau B. zu fliehen, wird jedoch von ihrem Bruder, der gemeinsam mit ihr in der Pflegefamilie untergebracht ist, daran gehindert:

„Und einmal am Heiligen Abend war es ganz arg, da war der Pflegevater wieder so besoffen, da haben wir als Weihnachtsgeschenk Schürzen bekommen, die hat er nachher eingeheizt. Und ich bin dann fort am Heiligen Abend Richtung Mureck und bin am Hochsitz oben gesessen über Nacht und um drei oder vier Uhr früh ist mein Bruder mit dem Moped gefahren und hat mich gesucht. Dann bin ich wieder zurück nachhause. Das waren mindestens 20 Kilometer.“²³⁵

²³² Interview P., S. 13, Z 32ff

²³³ Interview P., S. 14, Z 3

²³⁴ Interview Be., S. 9, Z 19ff

²³⁵ Interview Be., S. 10, Z 7ff

Im Nachhinein sucht Frau Be. das Gespräch mit ihrer Pflegemutter, befragt diese, warum sie damals nichts dazu getan habe, sich und ihre Kinder zu schützen. Diese habe ihr darauf lediglich geantwortet: *„Wo hätte ich denn hingehen sollen?“*²³⁶

Angesichts dessen macht sie ihr nachträglich den Vorwurf trotz der Brutalität des Pflegevaters den Kindern gegenüber, überhaupt Pflegekinder aufgenommen zu haben: *„Die hat das alles gewusst! Da nehme ich doch keine Kinder! Sicher war sie da mitschuldig, keine Frage.“*²³⁷

Frau Z., deren Pflegevater ebenfalls alkoholkrank ist, hat sowohl die Kinder als auch die Mutter regelmäßig in Angst versetzt. Ebenso wie beim Pflegevater von Frau P. richtet sich dessen Gewalttätigkeit nicht gegen die Kinder, sondern vor allem gegen die Mutter, die die Kinder zu schützen versuchen:

*„(...) der Papi hat so viel gesoffen. Er war die ganze Woche fort und am Wochenende dann/ Sie hat uns so leid getan, sie hat uns ja aufgezogen, zehn Kinder, 5 eigene und 5 Aufgenommene. Aber trotzdem, am Wochenende haben wir Angst gehabt, wenn er heimgekommen ist. (...) Und dann, als wir alt genug waren, haben wir die Mama geschützt. Da sind wir dazwischen gegangen wenn er sie wieder angegriffen hat. Er ist wie ein Stier gewesen. Er war Montag bis Freitag nicht zuhause und Samstag und Sonntag hat er das alles nachgeholt. Angegriffen hat er uns nie.“*²³⁸

Ist die physische Überbelastung auf Grund des erzwungenen Arbeitseinsatzes als spezifische Form physischer Gewalt zu werten (vgl. Kap. Pflegekinder als Arbeitskräfte), so liefern auch fehlende Aufmerksamkeit gegenüber körperlichen Beschwerden, Verweigerungen der Pflegeeltern, schwere Verwundungen und Verletzungen sachgerecht verarzten zu lassen, Zeugnis von in bäuerlichen Großfamilien herrschender physischer Gewalt, die das Zentralthema in der Erzählung von Herrn Br. einnimmt:

²³⁶ Interview Be., S. 18, Z 26

²³⁷ Interview Be., S. 18, Z 32f

²³⁸ Interview Z., S. 4, Z 20ff, S. 4, Z 29ff

„Ich habe mir hinten den Schädel auseinander geschlagen, da sieht man heute noch die Narbe. Und man war immer selbst schuld! „Hättest dich nicht so blöd angestellt“, „hättest das nicht getan.“ Da habe ich einen Stirnhöhlenbruch gehabt, im Wald, selbst Schuld, bin geflogen, bist halt selbst schuld, ist halt so. Zum Doktor geht man trotzdem nicht, ist halt so. Die Zähne ausgeschlagen. Ich habe damals mit 22 Jahren die ersten falschen Zähne machen lassen. (...) Zahnarzt? Ausgeschlagen und passt schon!“²³⁹

Der Fürsorge macht er heute den Vorwurf, sich nicht genug um die Kinder gekümmert und die Pflegefamilien intensiver kontrolliert zu haben:

„Da hätten sie schön geschaut, bei unseren Flecken, Rissen, Striemen von den Weidenruten, der Finger hin, die Hände alle hin, der Bauch, ich kann's ihnen zeigen, hin, die Zähne ausgeschlagen, die Knie hin, die Bandscheiben hin. Das kann sich ja keiner vorstellen!“²⁴⁰

Auch Frau T., die im Zuge einer auf Verschulden der Pflegemutter hervorgerufenen schweren und schmerzhaften Verbrennung keine entsprechende Hilfe seitens ihrer Pflegeeltern erfährt, erzählt von mangelnder und liebloser körperlicher Behandlung:

„Zuerst einmal, weiß ich nicht wie lange das Prozedere zuhause gedauert hat, bis sie dann einmal einen Arzt angerufen haben, denn der war vier Kilometer weit weg, (...) Wir sind zum Arzt hin, der reißt das herunter, da waren in der Zwischenzeit schon Brandblasen, der hat mir das herunter gefetzt, das hat weh getan, es hat sowieso weh getan, nur zuhause habe ich es nicht so gespürt, weil ich unter Schock gestanden bin.“²⁴¹

Spitalsaufenthalte auf Grund fehlender weiterer Wundversorgung und bis heute dicke Narben sind die Folge. Besonders beschämend für sie ist, dass sie in der Öffentlichkeit dazu gezwungen wird, die Verletzungen als Ergebnis eines Selbstverschuldens zu erzählen:

„Mir ist eingetrichtert worden „die Mutter hat mich gerufen, ich bin hingelaufen und bin ausgerutscht und habe ihr den Wassertopf aus der Hand geschlagen.“²⁴²

²³⁹ Interview Br., S. 18, Z 33ff

²⁴⁰ Interview Br., S. 15, Z 9ff

²⁴¹ Interview T., S. 9, Z 55ff; S. 10, Z 2ff

²⁴² Interview T., S. 9, Z 48f

2.3.11 Erfahrungen sexueller Gewalt

In Bezug auf das Ausmaß sexueller Gewalt finden sich ebenfalls in Erzählungen, von auf bäuerlichen Pflegestellen untergebrachten Kindern, die meisten und drastischsten Beweise. Regelmäßige, oft lange Jahre andauernde gewalttätige, sexuelle Übergriffe und Vergewaltigungen der weiblichen Kinder standen an der Tagesordnung, sei es durch den Pflegevater, den älteren Söhne der Pflegeeltern oder Bekannte der Familie. Diese erfolgten im Wissen der Pflegemutter, die ihrerseits der väterlichen Autorität ausgeliefert war, aber auch unter deren Duldung.

Auch männliche Pflegekinder berichten von sexuellen Übergriffen durch die Pflegemütter. Diverse Formen sexueller Belästigungen und sexueller Übergriffe werden in beinahe allen untersuchten Pflegeverhältnissen evident. Auf Grund des insbesondere in Familienzusammenhängen bestehenden Tabus ist von einer hohen Dunkelziffer sexueller Übergriffe im Privatpflegebereich auszugehen.

Frau U. etwa wird jahrelang unter Gewaltanwendung seitens des leiblichen älteren Sohnes des Hauses vergewaltigt. Ihr Versuch sich auf Grund ihrer Verletzungen an die Pflegemutter um Hilfe zu wenden, wird jedoch mit neuerlichen Schlägen beantwortet:

„Und wir hatten die Kläranlage, also eine große Trockenanlage, und da ist alles zu uns raus gekommen. (...) Wie der W. mich vergewaltigt hat, wie er mal so gerissen hat, bin ich von der Kläranlage hinunter gesprungen, wollte ausreißen, bin zur Mutter gelaufen, das werde ich nie vergessen, da hat er mir alles runtergerissen gehabt, da habe ich geblutet, bin zur Mutter gegangen, habe eine Watsche ins Genick bekommen und bin eingesperrt worden im Zimmer drinnen. Da durfte ich nicht in die Schule gehen.“²⁴³

Angesichts der Ausweglosigkeit ihrer Situation verübt sie folgend einen Selbstmordversuch:

²⁴³ Interview U., S. 12, Z 19ff

„Ich bin so viel mit mir beschäftigt gewesen. (...) Und das letzte war dann wie ich Selbstmord gemacht habe. Da wollte ich die Herztabletten von Mami nehmen, da hat mich der W. wieder vergewaltigt an dem Tag, und dann habe ich die Herztabletten genommen und dann haben sie mich erwischt und dann musste ich den Finger hineinstecken und erbrechen.“²⁴⁴

Nachdem sie als Vierzehnjährige von einem 21 Jahre älteren Freund des Haussohnes schwanger wird, hören die Vergewaltigungen durch den Bruder auf. *„Dann hat er sich nicht mehr getraut.“²⁴⁵*

Auch Frau Be. Wird, ebenso wie auch andere weibliche Pflegegeschwister, in der Abwesenheit der Mutter vom Hof jahrelang von ihrem Pflegevater missbraucht:

„mit 10 oder 11 Jahren hat es auch angefangen mit Angreifen und die ganzen Sachen und dann sind auch die anderen Sachen passiert.(...) Regelmäßig, einmal im Monat, also das ist ganz verschieden gewesen. Da ist halt die Pflegemutter mit dem Traktor nach Mureck oder wo und ich musste da immer zu Hause bleiben.“²⁴⁶

Als Vierzehnjährige wendet sie sich an den 11 Jahre älteren Nachbarn um Hilfe, *„weil ich das nicht mehr ausgehalten habe“²⁴⁷*. Der Versuch scheiterte jedoch, da sie ihren Bruder, den sie immer beschützen habe wollen, nicht verlassen wollte.²⁴⁸

Die Pflegemutter habe anfangs nichts davon gewusst, *„die hat nur dann mitbekommen, dass mit mir überhaupt irgendwas nicht mehr stimmt. Und dann hat sie auf mich so lange eingeredet, und dann habe ich ihr das alles erzählt.“²⁴⁹* Konsequenzen daraus habe dies aber nicht ergeben.

Frau T. wird ca. siebenjährig erstmals vom Pflegevater regelmäßig sexuell missbraucht, abwechselnd habe einmal sie und einmal ihre Pflegeschwester zum Vater ins Zimmer kommen müssen, doch habe es bereits davor

²⁴⁴ Interview U., S. 4, Z 54ff

²⁴⁵ Interview U., S. 4, Z 30

²⁴⁶ Interview Be., S. 9, Z 29ff

²⁴⁷ Interview Be., S. 9, Z 31

²⁴⁸ Interview Be., S. 9

²⁴⁹ Interview Be., S. 29, Z 50ff

„angefangen (...) beim Hendl-Abstechen, ich musste die Haxen halten, der Vater hat das eingehängt und ich musste hinten die Haxen halten, aber so, dass ich bei seinen (macht Geste) angekommen bin. Und so hat es eigentlich angefangen und ist dann weiter gegangen.“²⁵⁰

Die Pflegemutter habe aber im Nebenzimmer, in der Küche gestanden und davon gewusst.

Bei Frau T. dauerten die Vergewaltigungen durch den Pflegevater ca. vier Jahre an, von ihrem 10. bis 14. Lebensjahr, d.h. bis zu ihrer Übersiedlung zur Großmutter nach Wien. Doch nicht nur seitens des Pflegevaters, sondern auch von der damals noch im Hause wohnenden leiblichen Tochter der Pflegeeltern wurde sie zu sexuellen Übergriffen genötigt. Aus dieser Erfahrung erklärt sie sich heute ihren bestehenden Waschwang:

„Und ich habe heute noch, also wenn ich eine Unterhose eine Stunde an habe, dann ziehe ich mich aus, weil ich rieche. Ich habe Waschwang, ich habe alle Zustände.“²⁵¹

Als dritten Täter erinnert sich Frau T. an einen der Pflegefamilie bekannten Schotterarbeiter, der regelmäßig Kontakte mit dieser unterhielt. Erneut wird das Mädchen im Wissen der Pflegemutter wiederholt sexuell missbraucht:

„Vor allem hat er ja so damit angefangen: ob er mit zwei Kindern ins Wirtshaus fahren darf. Und für uns war das ja ein Erlebnis. Und dann hat er gesagt: „ich bin sein Augenstern“ wie ich alleine mit ihm gefahren bin. (...) Und nach dem dritten Mal wollte ich nicht mehr. Und er kommt herein und sagt, er muss mit der Pflegemutter reden und ich musste hinausgehen. Und dann sagt er „fahren wir“ und ich sage „ich will nicht!“ Dann ist die Pflegemutter heraus gekommen und hat gesagt, ich muss.“²⁵²

Ihr Bruder ist ebenfalls sexuellen Übergriffen des Pflegevaters ausgesetzt:

²⁵⁰ Interview T., S. 14, Z 12ff

²⁵¹ Interview T., S. 15, Z 21ff

²⁵² Interview T., S. 15, Z 41ff, S. 15, Z 49ff

„Und bei mir war es so, wenn man den kleinen Ferkeln die Hoden abgeschnitten hat, mussten wir halten und ich erinnere mich, ich habe das nie wollen, habe da Angst gehabt, (...) und wenn wir schlimm waren hat er gesagt „schneiden, schneiden!“ Da hat er sich immer mit meinem Zipferl gespielt.“²⁵³

Frau S.s Erinnerungen an zugefügte sexuelle Gewalt sind auf Grund des damals jungen Alters, sie war ca. vier oder fünf Jahre alt, nur vage, aber deutlich geprägt von Erlebnissen permanenter Angst:

„Der alte Mann, wer des auch immer war, der hat gesagt, ich darf der Oma nix sagen, war vielleicht der Opa, ich weiß es nicht () der hat mir die Hose auszogen und seine Hose drübergezogen. (...) warum er das gemacht hat, weiß ich nicht. Das hat mich schon sehr geprägt. Ich habe Angst gehabt, es war finster (...) irgendwas muss passiert sein, aber ich kann mich halt nicht an alles erinnern, so schemenhaft. Was der da wirklich gemacht hat, weiß ich nicht. Ich war zu klein. (...) Da waren irgendwelche Holztreppe, wo wir hinaufgegangen sind und oben auf der letzten (Stufe) sind wir dann gesessen und er hat gesagt „PSCHT. Darfst nix sagen und finster war es und ich hab so Angst (gehabt) und (...) er hat mir den Mund zugehalten, weil ich geweint habe.“²⁵⁴

Angesichts der Drohungen des Mannes, der „immer präsent“ gewesen sei, „*ich komme in die Hölle*“²⁵⁵ getraut sie sich nicht, sich an die Pflegemutter zu wenden. Ob diese davon gewusst habe oder nicht, darüber hat Frau S. keine Kenntnis. Nachträglich meint sie, „*man traut sich dann auch nicht, es glaubt dir ja eh keiner. Das ist traurig.*“²⁵⁶

Auch in Wiener Pflegefamilien untergebrachte Pflegekinder sahen sich sexuellen Übergriffen durch die Pflegeeltern ausgeliefert. Die Erzählungen über sexuelle Gewalt dieser Interviewpartnerinnen sind jedoch im Unterschied zu in ländlichen Großpflegefamilien untergebrachten Pflegekindern weniger mit körperlicher Züchtigung verbunden.

²⁵³ Interview Br., S. 14, Z 30ff

²⁵⁴ Interview S., S. 3, Z 29ff; S. 15 Z 3ff

²⁵⁵ Interview S., S. 4, Z 8

²⁵⁶ Interview S., S. 4, Z 5

Herr Ko., der bei einem älteren Wiener Ehepaar als Einzelkind in Pflege untergebracht war, musste als kleiner Bub den Pflegeeltern „*behilflich sein beim Sex. (...) dass er in Laune kommt und so weiter und so fort.*“²⁵⁷ Habe er dies zwar in prägnanter Erinnerung, so meint er rückblickend, „*es hätte in anderen Pflegefamilien „schlimmere Sachen“ gegeben.*“²⁵⁸

Frau W. war ab dem Besuch der zweiten Volksschule ebenfalls sexuellen Übergriffen seitens des Pflegevaters ausgesetzt:

*„Zu dem Zeitpunkt hat mein Pflegevater angefangen mich in mein Zimmer zu verfolgen wenn ich dort war. (...) Und er nähert sich da so und dann legt er sich aufs Bett und sagt: na, willst mich kitzeln, ist doch lustig, oder? Und dann hab ich ihn halt so ein bissl gekitzelt. Sagt er: na, das ist nix, da bin ich nicht kitzlig. Weißt du nicht, wo man kitzlig ist? (...) Dann habe ich die Fußsohlen und probiert und dann zeigt er hin. Na, genau: hier bin ich kitzlig! Macht die Hose auf. Nein, möchte ich eigentlich nicht. Dann hat er sich noch hingestellt und hat die Hose runter und hat gesagt: na greif mal an, brauchst ja keine Angst haben.“*²⁵⁹

Nachdem das damals schlagfertige Mädchen ihn auf seine angeblich tiefe religiöse Gläubigkeit anspricht, habe er davon angelassen, sie weiterhin in das Zimmer zu verfolgen und sie sexuell zu bedrängen. Allerdings habe er, als Strafe für ihren Widerstand, „*die Heizung in diesem Zimmer nicht mehr aufgedreht.*“²⁶⁰ Anschließend habe er jedoch „*dann immer versucht, sich beim Fernsehen zu mir ins Bett zu legen und dann halt immer so heimlich rüber zu greifen.*“²⁶¹ Als Schutzstrategie wünscht sie sich zu den nahenden Weihnachten „einfach einen riesengroßen Teddybären“, den sie auch geschenkt bekommt. „*Und seit dem lag der Teddybär in meinem Bett und so war kein Platz mehr für ihn.*“²⁶²

Von zugefügter sexueller Gewalt berichten auch jene ehemaligen Pflegekinder, unabhängig ihres Geschlechts, die vor oder nach der Pflegefamilie in einem Heim untergebracht und sexuellem Missbrauch durch Erziehungspersonal ausgesetzt waren.

²⁵⁷ Interview Ko., S. 11, Z 25f

²⁵⁸ Interview Ko., S. 11, Z 27

²⁵⁹ Interview W., S. 6, Z 8ff

²⁶⁰ Interview W., S. 6, 234

²⁶¹ Interview W., S. 6, 329

²⁶² Interview W., S. 6, 332

Die anschließende Zurverfügungstellung frischer sauberer Kleidung ist Frau T. als besonderes Wohlgefühl in Erinnerung:

„Und da haben wir dann ein frisches Gewand bekommen, da habe ich mich gefühlt wie eine Kaiserin. Frisch gewaschen, frisches Gewand.“⁹⁸

Während die zuvor zitierte Erfahrung als Ausdruck einer Steigerung des Selbstwertgefühls über Möglichkeiten der Körperpflege zu lesen ist, verdeutlicht die folgende Erzählung Frau T.s die – auch während des Erzählens spürbaren - negativen Folgen ihrer Unterlassung:

„Und das Gewand, das wir am Sonntag in der Kirche an hatten, hatten wir dann die ganze Woche für die Schule an. Eine Unterhose pro Woche. Wenn ich die Tage hatte, eine Watte, denn Binden hat es ja damals nicht gegeben. Einmal Watte am Tag. Ich brauche ihnen nicht sagen, wie die Unterhose dann ausgeschaut hat und wie ich ausgeschaut habe. Ich war offen überall, und gestunken, im Sommer natürlich extrem. So dass ich dann alleine gesessen bin in der Schule.“⁹⁹

Herrn Br.s Resümee über die psychische als auch materielle Versorgung auf Grund seiner Erfahrungen der Unterbringung in einer bäuerlichen Großpflegefamilie in der Südsteiermark:

„Also wie gesagt, die Viecher sind dort besser behandelt worden.“¹⁰⁰

2.3 Der Alltag der Pflegekinder

Der Alltag in einer Pflegefamilie orientierte sich am gewohnten, vorrangig durch Schulbesuch und Arbeit strukturierten, Tagesablauf. Dieser ist - so die Erzählungen – mehrheitlich monotonen Charakters, geprägt von fehlenden sozialen Kontakte und Kommunikation und bot keine oder eingeschränkte Zugänge zu Freizeitgestaltungen. In vielen Fällen gestalteten sich die Alltagserfahrungen bereits als Gewalterfahrungen (siehe die folgenden Ausführungen).

⁹⁸ Interview T., S. 18, Z 8ff

⁹⁹ Interview T., S. 19, Z 26ff

¹⁰⁰ Interview Br., S. 5, Z8

Herr M. erwähnt Erfahrungen sexuellen Missbrauchs im Kinderheim Eggenburg, wo er vor der Unterbringung in der Wiener Großpflegefamilie lebt.²⁶³ Frau W. erfuhr sexuellen Missbrauch durch eine Klosterschwester im Zuge ihres Aufenthaltes im Kinderheim Borromäum, wo sie im Anschluss an den Tod ihrer Pflegeeltern untergebracht ist.²⁶⁴

Insgesamt waren in Pflegefamilien untergebrachte Kinder, sei es in physischer als auch psychischer Hinsicht, in ihren Entwicklungschancen gänzlich von der Willkür und Macht der Pflegeeltern, aber auch bereits erwachsener leiblicher Kinder abhängig.

Physische, psychische und sexuelle Gewalterfahrungen, der in Familienpflege untergebrachten Kinder, resultierten aus der Kooperation zweier Gewaltssysteme. Einerseits aus institutionell bedingter Gewalt in Form etwa von Zwangsmaßnahmen im Rahmen der Jugendwohlfahrt und andererseits aus familiärer Gewalt, welche erst ab den 1970er Jahren langsam zu einem Thema der Öffentlichkeit und das „Private politisch“ wurde. Formen familiärer Gewalt basieren hingegen auf einem hierarchischen patriarchal strukturierten Geschlechterrollen- und Familienmodell.

Aufzeichnungen über die erlittenen Gewalterfahrungen, die sich in den Erzählungen finden, finden sich in den Kinderakten der InterviewpartnerInnen nicht. Abschließend sei angemerkt, dass das allen InterviewpartnerInnen auferlegte Verbot ihre Erfahrungen erlittener Gewalt zu artikulieren, als besonders drastische Form der Gewaltausübung anzusehen ist.

2.4 Die Bindungen und familiären Beziehungen der Pflegekinder

Bis auf wenige Ausnahmen vermissten alle interviewten, in Pflegefamilien untergebrachten Kinder einen positiven emotionalen, liebe- und respektvollen Umgang unter den Familienmitgliedern:

²⁶³ Interview M., S. 17

²⁶⁴ Interview W., S. 10

„Nein, das hat es nicht gegeben, also Liebe// (...) Hiebe statt Liebe. Ich könnte mich nie erinnern, dass uns die Mutter einmal in den Arm genommen hätte oder getröstet.“²⁶⁵

Diese Aussage von Herrn Br. und Frau T., kann exemplarisch für jene InterviewpartnerInnen angesehen werden, die in bäuerlichen Großfamilien untergebracht waren. Auch jene Erzählungen, selbst in Pflegefamilien, in denen physische Gewalt nicht als vorrangiges Erziehungsmittel eingesetzt wurde, zeugen überwiegend von einer Kälte und Distanz, von fehlenden Zärtlichkeiten und Zuwendungen seitens der Pflegeeltern oder eines Pflegeelternteiles. Eine Ausnahme stellt die Erinnerung von Frau Z. an ihre ehemalige Pflegemutter dar:

„Und richtig erinnern kann ich mich erst ab der Zeit in St. Martin, da bin ich so 3 oder 4 Jahre alt gewesen. Da hat es mir gut gefallen. (...) Ich kann mich erinnern, dass sie uns irrsinnig gern gehabt hat und dass sie uns Geschenke gemacht hat.“²⁶⁶

Mit sieben Jahren kommt sie an die dritte Pflegestelle, wo sie bis zu ihrem 16. Lebensjahr bleibt. Den Pflegestellenwechsel, insbesondere die Trennung von ihrer Pflegemutter, hat sie heute als eine sehr belastende Erfahrung in Erinnerung:

„Mit 7 Jahren bin ich zu einer anderen Familie gekommen, weil meine damalige Pflegemutter ist krank geworden. (...) Sie haben uns dort gut behandelt, aber du hast immer gemerkt, dass du ein Außenseiter bist. (...) Und dann, wie ich nach Jennersdorf gekommen bin, war es die erste Zeit wirklich schwer für mich. Da habe ich jede Nacht geweint und wollte immer zurück.“²⁶⁷

In der nachfolgenden Pflegefamilie ist der Kontakt mit der Pflegemutter allerdings von wenig Herzlichkeit gekennzeichnet:

„Die Pflegemutter hat mich nie in den Arm genommen oder mich getröstet, wenn es mir schlecht gegangen ist. (...) Einfach wenigstens einmal nur loben.“²⁶⁸

²⁶⁵ Interview Br. und T., S. 9, Z 32; S. 9, Z 36ff

²⁶⁶ Interview Z., S. 1, Z 40f; S. 1, Z 55f

²⁶⁷ Interview Z., S. 1, Z 45f; S. 2, Z 2f

²⁶⁸ Interview Z., S. 5, Z 33f, S. 12, Z 55

Heute erklärt sie sich die unterlassene Nähe mit einer Überforderung der Pflegemutter:

„Sie ist erst später drauf gekommen, wie wir so zwölf oder dreizehn waren, da hat sie sich geöffnet. Auch bei ihren eigenen Kindern. Sie hat wollen, das hat man gemerkt. Aber nur, wenn sie mit einem angefangen hätte, dann hätten alle gewollt. Und das war ihr zu viel. So denke ich mir das, ob das wirklich so war, weiß ich nicht.“²⁶⁹

Die Aufgabe der Pflegertern konzentrierte sich, mit unterschiedlicher Sorgfalt, vornehmlich auf die Mindestsicherung physischer Bedürfnisse, wie Essen, Hygiene und Schlafen und zumindest in den städtischen Pflegefamilien auf die Überwachung der schulischen Entwicklung.

Auch Frau G. erinnert sich daran:

„Die Wärme (...) spüren, die Geborgenheit auch, bei mir war das sicher weil ich es nie gekriegt habe (...). Ich habe mein Bett gehabt und mein Essen gehabt und (...) so, aber weiß nicht, nie so empfunden hab vielleicht.“²⁷⁰

Die fehlende Geborgenheit suchte sie durch ein Ersatzobjekt in Form eines Teddybären zu kompensieren:

„Ich habe so einen großen Bären gehabt, der hat gebrummt und da war ich ganz unglücklich, wie der dann kaputt geworden ist, der war so mit Stroh gefüllt, (...), und dem hab ich halt immer mein Leid geklagt. (...)„Na, viele Tränen und mein Bär.“²⁷¹

Für in Großpflegefamilien untergebrachte Kinder, wie etwa Frau Z., konnten positive Beziehungen zu den Pflegegeschwistern fehlende Zuwendungen ausgleichen:

²⁶⁹ Interview Z., S. 13, Z 2ff

²⁷⁰ Interview G., S. 23, Z 29ff

²⁷¹ Interview G., S. 4, Z 13ff

„Ja, aber es war auch schön, du warst nie allein, du hast immer Leute um dich gehabt. Wir mussten uns gegenseitig untereinander trösten. Und das war auch das Gute, dass wir uns gehabt haben. Wenn wir Probleme gehabt haben, haben wir uns gegenseitig unterstützt und untereinander geredet.“²⁷²

Das Verhältnis zwischen den leiblichen Kindern der Pflegemutter und den weiteren Pflegeschwestern, zu denen sie heute noch regelmäßig Kontakt hält, wird von ihr als ein positives beschrieben.

„Nein, nein, wir haben alle zusammen gehalten. Wir waren ein Einheit. Da hast du nichts gemerkt, da haben wir alle zusammen gehalten. (...) Das wäre gar nicht anders gegangen, denn sonst wären wir die Buhmänner gewesen. (...) Wir haben auch heute noch alle untereinander Kontakt. Das hat wirklich super funktioniert.“²⁷³

Dies verweist darauf, dass Differenzierungen zwischen leiblichen Kindern und Pflegekindern weniger von Kindern sondern vielmehr durch die Pflegeeltern vollzogen wurden.

Die mehrheitlich erzählte emotionale Distanz zu den Pflegeeltern manifestiert sich auch sprachlich: Der Gebrauch von Anreden, die eine eindeutige Zuschreibung der Akzeptanz der Elternschaft der Pflegeeltern symbolisieren, wie Mama/Papa u.a. wurde häufig auch dann verweigert, wenn es keinen Kontakt zu den leiblichen Eltern gab und ein solcher seitens der Pflegekinder auch nicht erwünscht war. Im Interview wird von den Pflegeeltern häufig in unpersönlicher, anonymisierter Weise von „Sie“ und „Er“ gesprochen.

Herr M. etwa verweigerte seiner Pflegemutter, die im Unterschied zu den Pflegekindern nur zu ihrer erwachsenen leiblichen Tochter und ihrem Enkel, den sie auch verwöhnt habe, nett gewesen sei,²⁷⁴ die Anrede „Mutter“. Stattdessen spricht er diese im direkten Kontakt per Nachnamen an. Im Interview spricht er von „der Frau“ oder „Sie“.

²⁷² Interview Z., S. 5, Z 14ff

²⁷³ Interview Z., S. 11, Z 46f; S. 11, Z 52ff

²⁷⁴ Interview M., S. 7

„Und die Frau kommt und sagt, ich soll zu ihr Mutter sagen. Ich habe zu ihr gesagt: „Fahr in den Gully.““²⁷⁵

In Erzählungen über die Pflegemutter spricht Frau U. immer nur unpersönlich per Nachnamen von ihr.²⁷⁶

Angesichts dessen lässt sich die heutige, nachträgliche sprachliche Aberkennung des Elternstatus als Ausdruck einer aktuellen Bewertung einst negativer Beziehungserfahrungen ansehen.

Bereits als Säuglinge oder im Kleinstkinderalter auf einem privaten Pflegeplatz untergebrachte Kinder, die an ihre Eltern keine Erinnerung hatten und in der Pflegefamilie gut integriert waren, zeigten sich eher dazu bereit, die Pflegefamilie als „eigene“, „richtige“ Familie anzuerkennen. Eine Kontaktnahme mit den Eltern oder eine Rückstellung zu diesen bedeutete in diesen Fällen nicht nur einen massiven Milieuwechsel, sondern auch eine schmerzliche Trennung von den Pflegeeltern und Pflegegeschwistern.

Die Mehrheit der Pflegekinder, unabhängig, ob in Wien oder am Land, hatten keinen oder nur sehr sporadischen Kontakt zu ihren leiblichen Eltern oder Verwandten, wie Geschwistern oder Großeltern. Vielfach war über die Existenz oder den Verbleib vorhandener leiblicher Geschwister, die häufig ebenfalls fremd untergebracht waren, nichts bekannt. Frau U. etwa erfährt erst als Erwachsene von der Existenz ihrer Halbschwester, die sogar in der Nähe von ihrer Pflegestelle ebenfalls als Pflegekind untergebracht war:

„Aber das war weit später, da bin ich erst draufgekommen, dass ich eine Halbschwester habe in der Nähe. Die haben sie auch weggegeben. Die war auch in Pflege, aber die hat es sehr gut erwischt. (...) Die war am Land, von mir vielleicht 6 Kilometer weiter weg, in St. Peter am Ottersbach. (...)“²⁷⁷

Seitens der Pflegeeltern bestanden meist keine Bemühungen einen Kontakt zu den leiblichen Eltern der Kinder zu pflegen, vielfach wurde ein solcher auch unterbunden.

²⁷⁵ Interview M., S. 16, Z 20f

²⁷⁶ Interview U

²⁷⁷ Interview U., S. 24, Z 13ff, S. 24, Z 29f

Frau W., deren Mutter in Amerika lebte, wurden etwa die Briefe ihrer Mutter und ihrer Großmutter vorenthalten:

„Die Briefe habe ich nicht gekriegt. Ich habe nur ein einziges Mal einen Brief bekommen. Die haben sie zurückgehalten.“²⁷⁸

Auch Frau P., deren Mutter, so ihre Angaben, immer wieder versucht habe, Kontakt mit ihr zu halten, wurden die Besuche der Mutter durch die Pflegemutter untersagt:²⁷⁹

„(...) wurde meine Mutter jedes Mal der Wohnung verwiesen. Sogar mein richtiger Großvater, also der Vater meiner Mutter, hat versucht Kontakt aufzunehmen und mir immer wieder Teddybären oder kleine Geschenke mitgebracht. Den haben sie einmal direkt bei der Stiege hinunter gestoßen. Und irgendwann hat meine Mutter es aufgegeben. Zuletzt weiß ich noch, da war ich so 12 Jahre alt, da haben wir uns noch getroffen, da waren wir im Prater. Aber meine Mutter (Anm. Pflegemutter) hat mich gleich genommen und: „geh weiter, geh weiter, schau sie gar nicht an!“²⁸⁰

Nach erzwungenem Kontaktabbruch, der Vater ist ihr unbekannt, traut sie sich die Pflegemutter auch als Erwachsene nicht zu fragen:

„Die hätte ich danach gar nicht fragen dürfen! Das wäre undankbar gewesen! Das wurde totgeschwiegen. Und wenn ihr etwas über die Lippen kam, dann war das etwas Schlechtes.“²⁸¹

Vielmehr beantworteten die Pflegeeltern die Frage des Mädchens, warum sie ein Pflegekind sei, mit der Antwort: *„Deine Mama hat dich ja nie gewollt, die hat dich hergeschenkt und deswegen bist du bei uns.“²⁸²*

Auch den Erfahrungen der ehemaligen Sozialarbeiterin Frau D. zufolge wurde der Aufbau einer positiven Beziehung zu den leiblichen Eltern

²⁷⁸ Interview W., S. 11, Z 31f

²⁷⁹ In ihrem Kinderakt wird in den Überprüfungen der häuslichen Situation der Pflegeeltern hingegen vermerkt, die Mutter habe an einem Kontakt mit der Tochter kein Interesse. Vgl. Kinderakt P.

²⁸⁰ Interview P., S. 2, Z 8ff

²⁸¹ Interview P., S. 16, Z 17ff

²⁸² Interview P., S. 3, Z 8f

„(...) auch erschwert dadurch, dass ganz wenige Pflegeeltern die Besuche der Eltern ertragen konnten. Die Konkurrenz zwischen Mutter und Pflegemutter ist groß gewesen.“²⁸³

Aus heutiger Perspektive reflektiert sie die zeitgenössische Haltung der Fürsorge kritisch, der zufolge auf Versuche Kindern einen Kontakt zu ihren Herkunftseltern und Chancen auf eine eventuelle Rückstellung zu ermöglichen, überwiegend verzichtet wurde:

„Ich war nicht sehr dafür, dass Kinder wieder zurück zu ihren Eltern kommen. (...) Und wenn ich heute zurückdenke, haben wir vielleicht zu sehr an die anderen Sozialarbeiter gedacht, so, jetzt ist eine Ruhe, die Kinder fühlen sich wohl, was soll ich da noch verändern?“²⁸⁴

Fehlende Bemühungen der Mütter ihre in Fremdunterbringung lebenden Kinder zu besuchen, sowie die der Unterbringung in der Pflegefamilie vorhergegangene Kindesabnahme wurden seitens der Kinder vielfach als massive Kränkung erlebt. Es wurde meist als ein Verstoßen durch die Mutter interpretiert. Die Aussage von Frau Km. verdeutlicht diese Erfahrung, die sie ihr Leben lang prägt:

„Und das ist schon eigentlich schon etwas, was ich meiner Mutter nie verziehen habe. Weil ich denke mir, also, irgendwo fehlt mir was in meinem Leben, das ist ein Stückl, das nicht da ist.“²⁸⁵

Frau G., die während der Jahre ihrer Unterbringung in der Pflegefamilie und auch anschließend im Kinderheim Wilhelminenberg keinen Kontakt mit ihrer Mutter hatte, meint heute:

„Also ich habe ja lange gesagt, sie verdient den Namen Mutter gar nicht. (...) Und meine Meinung ist immer, nach wie vor, das sehe ich jetzt bei meinem Sohn, (...) ich kann noch so arm sein, ich kann mich um mein Kind kümmern.“²⁸⁶

Vielen waren die tatsächlichen Ursachen ihrer Fremdunterbringung nicht bekannt. Unabhängig von positiven oder negativen Erfahrungen in der

²⁸³ Interview D., S. 7, Z 26ff

²⁸⁴ Interview D., S. 7, Z 16f.; S. 7, Z 21ff

²⁸⁵ Interview Km., S. 15, Z 33ff

²⁸⁶ Interview G., S. 8, Z 19ff

Pflegefamilie wird im Interview vielfach ein lebenslanger Wunsch nach der „richtigen Mutter“ artikuliert. Frau P. etwa, die ihren Enkel aufzieht, verweist in einem Gespräch mit ihm auf dieses Bedürfnis:

„Ich spreche aus eigener Erfahrung. Du wirst einmal froh sein, wenn du eine Mama hast. Denk' wie es mir gegangen ist. Ich wäre auch froh gewesen, wenn ich meine Mama gehabt hätte.“²⁸⁷

Loyalitätskonflikte zwischen der Herkunftsfamilie und der Pflegefamilie wurden in den Erzählungen nicht explizit thematisiert. Die folgende Passage zeigt, dass für Frau P., zu Beginn ihrer Unterbringung in Pflege, als noch Besuche der leiblichen Mutter erfolgten, kein Loyalitätskonflikt aus einem Kontakt zwischen Herkunftsfamilie und Pflegefamilie resultiert:

„Als kleines Kind bin ich relativ gut damit umgegangen, ich war sogar stolz, zwei Mamas zu haben. Eine Mama und eine Mutti. Ich habe nur die Zusammenhänge nicht gekannt, das hat mir keiner gesagt. Und wie ich dann in die Schule gekommen bin, haben die Kinder angefangen mich zu hänseln, weil ich nicht denselben Namen habe wie meine Eltern. Das kam ihnen komisch vor.“²⁸⁸

Wenige Interviews verweisen vielmehr auf Angst vor einem drohenden Loyalitätskonflikt etwa bei Kontaktaufnahme mit den leiblichen Eltern. Häufig bestand jedoch eine Ambivalenz zwischen einem Interesse an der eigenen Herkunft und einer Ablehnung derselben. Auf Grund der Unkenntnis der leiblichen Eltern resultierten Wunschvorstellungen und Fantasien, die in der Realität zu einer herben Enttäuschung führten, wie etwa bei Frau Z.:

„Und ich habe ja auch von meinen richtigen Eltern nichts bekommen und deswegen habe ich immer gesagt: „Wenn ich nur einmal meine Eltern kennen lerne!“ Da hast du Vorstellungen, wie deine richtigen Eltern sind und sein werden. Und dann hast Du einen Schock (...) Sie war so dick, er war Alkoholiker (...) Ich wollte sie auch kennen lernen und hatte meine Vorstellungen, wie sie sein werden. Als Kind hast du deine Träume. Reiche Eltern und dann geht es mir viel besser. Ja, und dann bin ich hin und dann habe ich einen Schock für's Leben bekommen. Ich bin heute froh, dass ich sie kennen gelernt habe, denn sonst würde ich heute noch fragen.“²⁸⁹

²⁸⁷ Interview P., S. 18, Z 20ff

²⁸⁸ Interview P., S. 2, Z 35ff

²⁸⁹ Interview Z., S. 10, Z 5ff, S. 10, Z 11; S. 10, Z 21ff

Auch heute noch lässt sich eine bestehende Ambivalenz diesbezüglich erkennen:

*„Ja, nur heute habe ich abgeschlossen damit, obwohl ich manchmal überlege, sie anzurufen, aber ich glaube, das werde ich nicht mehr tun. (...) Ich sage zwar abgeschlossen, aber ein Hinterstüberl ist immer offen“.*²⁹⁰

Für die Mehrheit der InterviewpartnerInnen erwies sich eine spätere Kontaktnahme mit den leiblichen Eltern als negativ und führte zu keiner Konstituierung einer positiven Beziehung. So auch für Frau Km., die im Anschluss an ihre Unterbringung in der Pflegefamilie als Vierzehnjährige erstmals ihre leibliche wiederverheiratete Mutter kennen lernt. Angesichts fehlender Beziehung zu dieser wurde sie erneut in Pflege abgegeben und anschließend ins Kinderheim Wilhelminenberg gebracht. Trotz in der Pflegefamilie vorangegangener erlebter physischer als auch psychischer Gewalt seitens der Pflegemutter meint sie nachträglich, es wäre ihr lieber gewesen, sie hätte in der Pflegefamilie bleiben können, denn diese *„habe sie auch in einer Art gerne gehabt.“*²⁹¹

Nach Beendigung des gesetzlich geregelten Pflegeverhältnisses, also mit Ende der Schulpflicht, wurde mehrheitlich auf die Fortführung eines Kontaktes mit der Pflegefamilie verzichtet, insbesondere zu den Eltern einer bäuerlichen Großpflegefamilie. Zu Wiener Pflegeeltern bestand vielfach weiterer Kontakt. Herr Ko., der sich während der dreimonatigen Unterbringung in seiner zweiten Pflegefamilie wohl fühlte, meint rückblickend: *„Die war FAMILIE.“*²⁹² Zu dieser pflegte er auch nach der Rückkehr in seine Herkunftsfamilie sowie auch als Erwachsener lange Jahre Kontakt.

Dass Bindungen zu Pflegeeltern nicht ausschließlich auf gewonnenen positiven Erfahrungen basieren, sondern auch auf als Kind implementierten Schuldgefühlen und auf Verpflichtungen zu Dankbarkeit, darauf verweist etwa eine lebenslange Kontaktpflege zu Pflegeeltern, zu denen kein positives emotionales Verhältnis bestand, wie etwa bei Frau P.:

²⁹⁰ Interview Z., S. 10, Z 34ff.; S. 10, Z 39

²⁹¹ Interview Km., S. 22, Z 25

²⁹² Interview Ko., S. 3, Z 9

„Ich hatte aber trotzdem immer tiefe Dankbarkeit in mir, weil mir von klein auf immer gesagt wurde, ich muss dankbar sein, ich hätte genauso gut im Heim landen können, wenn sie mich nicht genommen hätten, wäre ich komplett versandelt, aus mir wäre überhaupt nichts geworden. Und das hat sich in mir so festgesetzt, dass ich eigentlich immer Hochachtung und Dankbarkeit ihnen gegenüber empfunden habe“²⁹³

Angesichts dessen kümmert sie sich lange Jahre um ihre Pflegeeltern, die sie nach Heirat und der Geburt ihrer Kinder zu sich ins Haus nimmt. Ihr folgendes Privat- und Berufsleben wird durch die Pflege der Pflegeeltern bestimmt. Seitens ihrer Pflegeeltern erhält sie keinen Dank dafür, vielmehr ihr Leben lang vernommene Worte der Entwertung:

„Wer bist du schon!? Ich habe zwei Söhne und sonst habe ich niemanden!“ Und das hat mir wirklich wehgetan. Naja, jedenfalls auch da wieder durchgebissen.“ (...) Ich war gerade noch Verpflegerin, die einkauft, kocht, schaut dass alles sauber ist.“²⁹⁴

Trotz fehlender Zuwendung seitens der Pflegeeltern, die sie „schon sehr geliebt“²⁹⁵ habe, bemüht sich auch Frau G. noch als Erwachsene bis zu deren Tod um Kontakt. Dies erklärt sie nachträglich als einen unerfüllten Wunsch, letztendlich ebenfalls geliebt zu werden:

„Des war a der Grund, warum ich immer wieder hin gegangen bin, hab ihnen Geschenke gemacht und im Nachhinein denke ich mir () wie dumm (...) aber () so bin ich halt, und das bin ich bis heute. Vielleicht auch, (...) das habe ich mir auch überlegt, dass ich so unterschwellig immer Freunde suche oder irgendwie mir kaufe (...)“²⁹⁶

Angesichts fehlender Kontakte und einer positiven Beziehung zu ihren leiblichen Eltern stellten ihre Pflegeeltern „die eigene Familie“ dar, „weil sie warn ja mehr oder weniger meine Eltern.“²⁹⁷ Andererseits meint sie „das ist wahrscheinlich auch so gefühlsmäßig, dass man sich arrangiert, (...) wenn man niemanden anderen hat.“²⁹⁸

²⁹³ Interview P., S. 4, Z 38ff

²⁹⁴ Interview P., S. 6, Z 28f, S. 6, Z 39f

²⁹⁵ Interview G., S. 12, Z 13

²⁹⁶ Interview G., S. 12, Z 19f; S. 16, Z 7ff

²⁹⁷ Interview G., S. 8, Z8

²⁹⁸ Interview G., S. 12, Z 26f

Eine Kontaktnahme nach Beendigung des Pflegeverhältnisses zu ehemaligen Pflegegeschwistern und leiblichen Geschwistern war vielen erst nach Jahren der Distanzierung möglich. Eine Ausnahme bildete die gemeinsame Unterbringung von Geschwistern in einer Pflegefamilie. In diesen Fällen bestehen enge Bindungen und intensive Kontakte, wie etwa bei Herrn Br. und seiner Schwester Frau T., Frau S. und Frau Be.. Frau S. und Frau B., die jeweils gemeinsam mit ihren jüngeren Brüdern in einer Pflegefamilie untergebracht waren, verband mit diesen bis zu deren beider frühzeitigen Toden ein sehr nahes Verhältnis.

Über die ehemaligen Erfahrungen in der Pflegefamilie, die je nach Alter und Geschlecht auch sehr different ausfallen, wurde jedoch meist jahrzehntelang geschwiegen. Gewalt und sexueller Missbrauch blieben auch unter den Geschwistern und den Pflegegeschwistern ein Tabu. Ein Erfahrungsaustausch setzte vielfach erst im Zuge der medialen Thematisierung ein.

2.5 Zwischen Kontrolle und / oder Verantwortung?

Die Pflegeaufsicht über Pflegekinder der Gemeinde Wien oblag den jeweiligen örtlich zuständigen Fürsorgeämtern, deren Wirkungskreis genau festgesetzt war. Während in Wien die Kontrollen in Form von Hausbesuchen durch die Sprengelfürsorgerinnen des jeweiligen zuständigen Bezirksjugendamtes durchgeführt wurden,²⁹⁹ lag in den Bundesländern die Verantwortung zur Durchführung der ein- bis zweimal jährlich verpflichtet durchzuführenden Hausbesuche im Auftrag der Fürsorgerinnen der regionalen Fürsorgeämter der Bundesländer.³⁰⁰ Deren Beobachtungen und Einsichten in die Pflegefamilie waren in Form von Pflegeberichten an die KÜST zu übermitteln. Ergänzend dazu, wurde seitens der Gemeinde Wien, durch die Verbindungsfürsorgerinnen der KÜST, jede

²⁹⁹ Vgl. Jahrbuch der Stadt Wien 1962, hg. von der Gemeinde Wien, Wien 1963, S. 75. Den Erinnerungen von Frau D. zufolge, habe es jedoch keine verpflichtenden Kontakte in Einzelpflegefamilien in Wien gegeben, das sei „je nach der Sozialarbeiterin, die den Fall gehabt hat in den Jugendämtern“ unterschiedlich gehandhabt worden. Interview D., S. 7, Z 3f.

Im Unterschied zu in Pflegefamilien untergebrachten Kindern oblag die Kontrolle über Heimkinder den Verbindungsfürsorgerinnen der KÜST. In diesen Fällen war eine Sprengelfürsorgerin für die Überprüfung der häuslichen Verhältnisse der Herkunftsfamilie zuständig, um die Möglichkeit einer etwaigen möglichen Rückkehr des Kindes aus der Heimunterbringung zu überprüfen. Vgl. Dienstanweisung für die Fürsorgerinnen der städtischen Bezirksjugendämter (Sprengelfürsorgerinnen) der MA 11, Wien 1950, S. 1

³⁰⁰ Im Unterschied zu den Hausbesuchen der Wiener Verbindungsfürsorgerinnen, wären die Hausbesuche seitens der Behörden der Bundesländer nicht angekündigt worden. Anzumerken ist, dass in den Erzählungen der InterviewpartnerInnen an Hausbesuche vielfach im Nachhinein nicht mehr zwischen Fürsorgerinnen aus Wien oder der Steiermark unterscheiden werden konnte.

Pflegefamilie einmal jährlich besucht. Die ab den späten 1950er Jahren in der KÜST tätige Verbindungsfürsorgerin, Frau D., erinnert sich an die Zusammenarbeit mit den am Land (Radkersburg) tätigen Fürsorgerinnen sowie die Aufgabenteilung untereinander:

„Ich habe von Wien einen Dienstwagen bekommen und bin immer mit einer Kollegin vom dortigen Jugendamt gefahren. Das war ihr Sprengel und sie hatte dort die Pflegeaufsicht. Ich war nur geduldet, nicht? Wir waren nur die Geldgeber. Die waren aber ganz lieb und froh, denn die haben ihre tausend Pflichtbesuche bei den Pflegekindern mit dem Auto machen können, sonst sind sie mit dem Fahrrad gefahren. Und außerdem konnten wir so auf dem Weg von einem zum anderen tratschen und uns austauschen. Und ich habe mich verpflichtet, ich schreibe ihr den Bericht und schicke ihn ihr und sie braucht ihn nur einheften.“³⁰¹

Überwiegend, wie Protokolle und Aufzeichnungen der Fürsorgerinnen in den Kinderakten als auch Erzählungen ehemaliger Pflegekinder zeigen, galt das Interesse des Hausbesuches vornehmlich der Kontrolle von Sauberkeit und Hygiene der häuslichen Verhältnisse. Auch Frau P. erinnert sich daran:

„Ja, die Fürsorgerin ist schon regelmäßig gekommen. (...) Die hat sich hauptsächlich mit der Mutter unterhalten und gesagt, sie braucht nicht so regelmäßig kommen, weil hier ist eh immer alles in Ordnung, blitzsauber alles und mehr braucht sie nicht zu wissen. Mit mir selbst hat sie nie gesprochen, da könnte ich mich sicher erinnern.“³⁰²

Die 1970 in die Bezirkshauptmannschaft Radkersburg eingetretene und bis 1975 dort tätige junge Sozialarbeiterin, Frau C., erinnert sich ebenfalls an eine Kollegin, die im Rahmen der Hausbesuche primär auf Ordnung Wert gelegt und der Klientel gegenüber ein übergriffiges Verhalten eingenommen habe. Sie sei zu ihr zwar sehr nett gewesen, aber

„sie war auf der anderen Seite wirklich vom alten Schlag, also hinein in die Wohnung und so schnell konnte man gar nicht schauen, waren schon die Kästen offen oder das Baby ausgezogen. Das war damals überhaupt unvorstellbar (lacht), da wurde gleich geschaut und untersucht ob das Baby eine Hüftluxation hat. Einfach so übergriffig.“³⁰³

³⁰¹ Interview D., S. 10, Z 24ff

³⁰² Interview P., S. 13, Z 16ff

³⁰³ Interview C., S. 13, Z 16ff

Sie selbst meint rückblickend, im Unterschied zu dieser Kollegin, im Kontakt mit Pflegefamilien „hingegen das Emotionale höher bewertet“³⁰⁴ zu haben:

„Und wenn das nicht da gewesen ist, also wenn man gespürt hat, dass eine Pflegemutter immer nur das Negative erzählt und nichts Positives über das Kind. Da ist es dann passiert, dass man den Abbruch besprochen hat.“³⁰⁵

Die Kinder selbst gerieten mehrheitlich nicht in den Blickpunkt der fürsorgerischen Kontrolle, sondern vornehmlich die Pflegemütter. Eine Ausnahme stellte die genaue Überwachung des gesundheitlichen Zustandes in Pflege untergebrachter Säuglinge dar. Dieser wurde, sowohl in Wien als auch am Land, im Rahmen des verpflichtenden Besuches der Mutterberatungsstellen überprüft und im Pflegebuch festgehalten.

Der Einblick in die reale Situation der Familienverhältnisse und Erkenntnis vorliegender Missstände wurden den Fürsorgerinnen allerdings erschwert. Allen interviewten ehemaligen Pflegekindern sind die umfassenden Bemühungen und Vorbereitungen auf den Hausbesuch in guter Erinnerung, insbesondere der Hausputz, die Körperpflege und die Versorgung mit sauberer Wäsche:

Die negativen Umstände in der Pflegefamilie habe die Wiener Fürsorgerin deshalb, so Herr M., nicht bemerkt bzw. nicht bemerken können

„Nein, das hat sie nicht mitgekriegt, weil die haben angerufen, haben sich angemeldet und dann sind sie gerannt und haben zusammengeräumt und geputzt.“³⁰⁶

In den bäuerlichen Großpflegefamilien am Land wurde der Hausbesuch seitens der Pflegeeltern häufig mit dem Auftischen von Festtagsessen sowie mit einem Geschenk in Form von Naturalien „entlohnt“.

Die Tatsache, dass es für Pflegekinder im Unterschied zu sonst Fleisch zu essen, gab, kündigte den Kindern in der Pflegefamilie von Frau U. den bevorstehenden Besuch der Fürsorgerin an:

³⁰⁴ Interview C., S. 4, Z 34

³⁰⁵ Interview C., S. 4, Z 34ff

³⁰⁶ Interview M., S. 6, Z 26f

„(..) haben wir müssen abstechen, Eier sammeln, Geselchtes, wenn die Fürsorgerin kommt. Das haben wir gewusst. Da war das Schlafzimmer von der Pflegemutter, da wurde das alles hineingegeben.“³⁰⁷

Doch die Wiener Fürsorgerin der KÜST, die für die Aufsicht der Pflegekinder in der Steiermark zuständig gewesen ist, habe nichts vom Leid der Kinder mitbekommen wollen: *„Da sind sie ins Zimmer meiner Pflegemutter hineingegangen und haben eingepackt.“³⁰⁸*

Frau Be. erlebt die einmal jährlich stattfindenden Kontrollbesuche seitens des Jugendamtes als Gegenrealität zum sonst bestehenden Alltag, denn man habe versucht, einen guten Eindruck zu machen und die Fürsorgerinnen mit Naturalien zu bestechen:

„Und vom Jugendamt, wenn die gekommen sind, ist vorher ein Brief gekommen, da sind wir dann ein wenig hergerichtet worden und da ist aufgetischt worden und Geselchtes gerichtet worden und die Hendl und die Eier, was sie alles mitgenommen haben. Fein gegessen und das war's dann wieder.“³⁰⁹ (...) Ja, mit dem Auto und dann sind sie hinein in die Küche. Wir hatten eine große Küche, vorne war der Herrentisch und unten der Knechtisch. Da sind sie bewirtet worden mit Backhendl und solchen Sachen.“³¹⁰

Herr Br. empört sich ebenfalls über die Praxis angekündigter Hausbesuche der Fürsorgerin und berichtet von Repräsentationen einer falschen Lebensrealität:

„Ich möchte da nichts unterstellen, aber was mich heute so maßlos aufregt, es ist angekündigt worden. Die haben das 14 Tage vorher gewusst, die Fürsorge kommt, da sind alle schön brav angezogen worden und das Gewand wurde hergerichtet und die Schuhe wurden aufgestellt zum Präsentieren. Dann hat es ein gutes Essen gegeben und die braven Kinderlein. Entschuldigung, aber da geht mir das Geimpfte auf!“³¹¹

Eine unterlassene Kontaktnahme der Fürsorgerin mit den Pflegekindern und das Verfassen guter Berichte, wird von Herrn Bo. als ein Agreement zwischen der

³⁰⁷ Interview U., S. 5, Z 45

³⁰⁸ Interview U., S. 26, Z 45

³⁰⁹ Interview Be., S. 9, Z 38ff

³¹⁰ Interview Be., S.26, Z.49ff

³¹¹ Interview Br., S. 7, Z 36ff

Aufsichtsbehörde und den Pflegeeltern, dargestellt:

„Es ist jedes Mal die Fürsorge von Hartberg gekommen, die hat sich jedes Monat Fleisch geholt, die war ja schlau, nicht? Die hat schon ihr Pappenheimer gekannt. Mit mir hat sie aber nie ein Wort geredet, weil ich hab sie nicht einmal gesehen. Da ist immer Abstand gehalten worden. Und dem Akt nach, den ich gesehen habe, ist es mir ja immer sehr gut gegangen. Das hat sie hineingeschrieben in den Bericht. (...) Und die Bäuerin hat ihr immer ein Stück Geselchtes oder etwas anderes gegeben und dann war alles in Ordnung.“³¹²

Auch die Fürsorgerin Frau C. erinnert sich an die Praxis der Pflegefamilien, Fürsorgerinnen mit Naturalien zu beschenken. Das sei „damals in der Steiermark überhaupt üblich“³¹³ gewesen:

„Die haben aufgetischt bis geht nicht mehr, (...) Die Leute waren auch immer überrascht, wenn ich abgelehnt habe. Also einen Kaffee habe ich schon getrunken, aber das war ja eine Weingegend, aber da hat man gut sagen können, Wein trinke ich nicht oder vertrage ich nicht. Und dann gab es eben Kaffee oder Wasser. Aber jedenfalls war das dort üblich, so wie der Lehrer früher mit Naturalien bezahlt wurde. Aber ich musste jedem dort sagen, ich werde bezahlt, ich bekomme mein Gehalt.“³¹⁴

Es sei allerdings immer schwierig gewesen, derartige Geschenke abzulehnen.³¹⁵

Auch Frau D. zeigte sich angesichts der üppigen Bewirtungen durch die Pflegemutter bei ihrem ersten Hausbesuch in der Steiermark erstaunt und unangenehm berührt:

„Damals war das noch unangemeldet, aber die Kollegin hat das trotzdem weitergegeben, weil diese Großfamilie, in der diese Frau war, die hatten schon aufgetischt noch und noch. Mir war das beim ersten Mal so unangenehm und die Kollegin hat aber gesagt: „Jetzt dürfen sie nicht ablehnen, die sind dann beleidigt.“ Am Ende habe ich dann gesagt: „Wenn ich wiederkomme möchte ich nichts für mich am Tisch haben. Ich gehe in das nächste Gasthaus essen, aber nicht mehr bei ihnen.“ Die haben das wirklich so gemacht.“³¹⁶

³¹² Interview Bo., S. 3, Z 10ff

³¹³ Interview C., S. 10, Z 27

³¹⁴ Interview C., S. S. 11, Z 17ff

³¹⁵ Interview C., S. S. 11, Z 36

³¹⁶ Interview D., S. 11, Z 14ff

Wenngleich sich Frau C. mehrheitlich an positive Kontakte zu den Pflegefamilien erinnert, hebt sie die besondere Rolle der Sozialarbeiterin hervor:

„Es war schon eine Abhängigkeit. Die Sozialarbeiterin war ein wesentlicher Faktor, ein Kind zu bekommen und die Sozialarbeit hat auch eine gute Stellung im Land gehabt. Die Stellung der Sozialarbeiterin war noch vor dem Lehrer. Da war der Arzt, der Schuldirektor und die Sozialarbeiterin ist so auf einer ähnlichen Ebene gewesen.“³¹⁷

Rückblickend meint sie aber, dass Vertrauen selten gewesen sei: *Das war deutlich spürbar.*³¹⁸

Um die Inszenierung geordneter Verhältnisse sowie eines geglückten Familienlebens aufrecht zu erhalten, wurden einige Pflegekinder, sowohl in Wiener als auch ländlichen Pflegestellen, beim Hausbesuch der Fürsorgerin unter Strafandrohung zum Schweigen gezwungen. Auch Frau P. wurde von der Mutter zum Schweigen instruiert: *„Du bist ruhig, du redest kein Wort!“*³¹⁹

Herr Br. erzählt von den Folgen, als er sich dem auch in seiner Pflegefamilie herrschenden Sprechverbot widersetzt hatte. Die Wiener Fürsorgerin habe ihn einmal „ausgefratschelt“ und gemeinsam mit einem Pflegegeschwister habe er ihr von seinen Gewalterfahrungen in der Pflegefamilie erzählt:³²⁰

„der Papa hat mich gehaut“ und „die Oma hat mich auch gehaut.“ Das hätten wir nicht sagen sollen, denn sie ist dann sofort wieder zurück, hat ihnen das präsentiert und dann hat es halt geheißen, das stimmt nicht und man redet Blödsinn. Und die Frau Fürsorgerin ist gegangen und alle haben schön gewunken und dann hat es Schläge gegeben, weil du etwas gesagt hast.“³²¹

Anschließend sei die Fürsorgerin abgefahren *„und gesehen hast du sie drei oder vier Jahre später wieder. Ansonsten war da keine Kontrolle da unten.“*³²²

³¹⁷ Interview C., S. 11, Z 4ff

³¹⁸ Interview C., S. 6, Z7

³¹⁹ Interview P., S. 13, Z 19

³²⁰ Interview Br., S. 7, Z 51

³²¹ Interview Br., S.7, Z 51ff

³²² Interview Br., S. 8, Z 4f

Frau Z. erinnert sich an unangemeldete Kurzvisiten der am Land eingesetzten Fürsorgerinnen. Diese dienten lediglich der Überprüfung schulischer Leistungen und der Disziplin und nicht dem Befinden der Kinder:

„Die sind zwei oder dreimal im Jahr unangemeldet gekommen. (...) Die sind gekommen, dann hat es geheißen: „die Hefte her.“ Dann haben sie die Hefte angeschaut und gefragt: „Wir geht's dir in der Schule?“ Okay und Tschüß. Im Fünf-Minuten-Takt war das. Dann haben sie mit den Eltern geredet, wenn zum Beispiel Probleme waren, wenn wir zu aufmüpfig waren. (...) Dann haben wir eine Moralpredigt gehört von der Fürsorgerin: „Ihr müsst froh sein, dass ihr da seid!“ Und so weiter und so fort. Und dann sind sie wieder gefahren, dann war wieder ein halbes Jahr Ruhe und dann sind sie wieder gekommen.“³²³

An Gespräche zu zweit zwischen Kind und Fürsorgerin, die eine vertrauliche Basis hätten schaffen können, erinnert sie sich nicht:

„Nein, wir sind immer alle beisammen gesessen. Das war ja das Problem. Du hast nie mit deinen Problemen zu ihnen kommen können. Und damals war ich noch nicht so gescheit, dass ich selbst die Fürsorgerin angerufen hätte oder dass ich zu ihr hingegangen wäre.³²⁴ (...) Und wenn ich Probleme gehabt hätte, hätte ich kommen können, aber was sollst du da sagen als Kind? Du sitzt da, die Pflegeeltern neben dir, und die Fürsorgerin fragt dich etwas und du sollst erzählen?“³²⁵

Frau D., die heute nachträglich über Missstände in Großpflegefamilien der von ihr betreuten ländlichen Region Kenntnis hat, kommentiert die Sprachlosigkeit der einst in Pflegefamilien untergebrachten Kinder folgendermaßen:

„Und diese Kinder reden nicht, wenn sie die Konsequenzen fürchten. Ich gehe dann fort und die bekommt ihre Watschen oder was auch immer. Und das kränkt mich heute noch.“³²⁶

Auch Frau C. bezweifelt ebenfalls eine damals bestehende Möglichkeit des Einblicks in familiäre Verhältnisse:

³²³ Interview Z., S. 10, Z 44 ff

³²⁴ Interview Z., S. 3, Z 34ff

³²⁵ Interview Z., S. 3, Z 26ff

³²⁶ Interview D., S. 11, Z 1f

„Aber ob die Kinder die Sozialarbeiterin jetzt wirklich so als Bezugsperson wahrgenommen haben, der sie sich anvertrauen können, ganz sicher nicht. Die waren sicher Teil des Systems.³²⁷ (...) Und es wäre für die Kinder sicher schwer gewesen, mir gegenüber oder eben den Kolleginnen gegenüber selber/ das hätten schon selbstbewusste Kinder sein müssen, die dann sagen „mir geht es nicht gut.“³²⁸

Für den in Wien in Einzelpflege untergebrachten Herrn Ko., gestalteten sich die Hausbesuche der Fürsorgerin als hilfreich. Nicht zuletzt auch deshalb, weil diese den sexuellen Übergriffen an ihm ein Ende setzte:

„(..) Und des hat aber dann Gott sei Dank meine Fürsorgerin gemerkt, dass da irgendwas nicht stimmt und dann bin ich zu einer andern Familie kommen, die gleich um die Ecke wohnt und da ist es mir dann sehr gut gegangen.“³²⁹

Zwar wäre er seitens der Pflegeeltern auf den angekündigten Besuch der Fürsorgerin vorbereitet worden, doch hätte sich die Fürsorgerin nicht von den Pflegeeltern täuschen lassen:

„Und da war natürlich alles paletti, ich war schön gewaschen und ein gutes Essen und so weiter und so fort. Aber die war wirklich wiff () die Dame und hat schon gemerkt, es stimmt irgendwas nicht () und hat mich dann den beiden Herrschaften weggenommen, entzogen oder irgendwas.“³³⁰

Anders sind die Erinnerungen von Frau Km.. Sie hingegen hat die Fürsorgerin, die die Hausbesuche in ihrer Wiener Pflegefamilie durchführte, vor allem in angstvoller Erinnerung:

„Da kann ich mich immer noch erinnern an eine gewisse Frau To.; wenn die gekommen ist, bin ich im Küchenkastl verschwunden, ich hab mich so gefürchtet vor dieser Frau (...) auch schon von der Optik her. (...) die hat sich immer vorangesagt. Und wenn sie dann geläutet hat, dann bin ich hinterm Kastl gelegen, das weiß ich heute noch ganz genau. Vor dieser Frau habe ich eine irre Angst gehabt.³³¹ „Ich kann mich nur so bruchstückhaft an die ganzen Sachen erinnern, aber ich weiß diese Frau mit ihrem Chignon da hinten, also das war so eine Angstperson für mich.“³³²

³²⁷ Interview C., S. 3, Z 1f

³²⁸ Interview C, S. 3, Z 32ff

³²⁹ Interview Ko., S. 1, Z 31ff

³³⁰ Interview Ko., S. 2, Z 6ff

³³¹ Interview Km., S. 4, Z 25ff

³³² Interview Km., S. 5, Z 1ff

Angesichts der Schwierigkeit seitens der Pflegekinder sich den Fürsorgerinnen auf Grund befürchteter negativer Konsequenzen oder von Erfahrungen, ihren Aussagen werde ohnehin kein Glaube geschenkt, anzuvertrauen fand die emotionale Befindlichkeit der Pflegekinder somit kaum Berücksichtigung. Ihre Stimme bleibt somit nicht nur ungehört, vielmehr blieben die Kinder stimmlos. Dies erklärt die auffallende Differenz der Erfahrung ehemaliger Pflegekinder und der Niederschrift der Beobachtungen in den Fürsorgeberichten: Der Beschreibung eines „liebvollen Verhältnisses“, dass sich das „Kind gut eingelebt“ hat und „wohl fühlt“³³³, stehen Aussagen ehemaliger Pflegekinder gegenüber, die von fehlender Zuwendung, Kälte und Gewalt zeugen. Allerdings verändert sich der Fokus der Gutachten über einen Pflegeplatz mit fortschreitendem Alter der Pflegekinder: Finden bei Säuglingen und Kleinkindern neben gesundheitsfürsorgerischen Kriterien Emotionalität und Art und Weise der Beziehung Erwähnung, fokussieren die späteren Gutachten, insbesondere von Kindern im Pubertätsalter, auf schulische Leistungen, Ausbildung, Lehre und Fragen der Sozialanpassung.³³⁴

Konnte die Pflegeaufsicht des Jugendamtes in Fällen sogenannter „Aussichtslosigkeit“ beendet werden, das heißt *„wenn man gesehen hat, dass kein Mittel zum Ziel führt“*³³⁵, so Frau C. heute der Auffassung, hätte man auch nach dem Ende der gesetzlichen Pflegeaufsicht *„den Kindern mehr vermitteln müssen, dass diese Pflichtbesuche, diese Kontrollbesuche, jetzt enden, aber wenn irgendein Problem ist, jederzeit.“*³³⁶

Wenngleich Frau D. ebenfalls rückblickend meint, die Großpflegefamilien hätten mehrheitlich die Kinder gut behandelt, so erinnert sie sich auch an Pflegefamilien, in denen insbesondere hygienische Standards und die Kinder gesundheitlich gefährdende Zustände geherrscht hätten:

³³³ Vgl. dazu insbesondere die Pflegebefunde in den Kinderakten von Herrn Bo., Herrn Br., Frau T., Frau U. und Frau Be..

³³⁴ Vgl. die Kinderakte von Herrn Sch. und Frau Z..

³³⁵ Interview C., S. 6, Z 23f

³³⁶ Interview C., S. 7, Z 19f

„Nein, die waren schon auf das Geld aus. Und es war ja auch so, dass wie ich das übernommen habe (...), da waren dann Zustände, die ich einfach nicht tolerieren konnte. Da war eine Familie, die haben neben der Küche eine Speis gehabt, viele Bauernhöfe hatten das. Und das haben sie als Kinderzimmer umgebaut. Und wie ich da hineingekommen bin, dachte ich: Wieso schwitzen da die Fenster so? Ist das so feucht? Da war der reine Lehm Boden, sonst nichts.“³³⁷ (...) Ja, die Erdäpfel haben sich vielleicht gut gehalten dort. Und daneben haben sie mit unserem Pflegegeld einen Saustall gebaut. Da kannst du dir vorstellen, dass ich dort mit ihr dann hässlich geworden bin und gesagt habe, ich nehme ihr sofort alle Kinder weg, wenn sie nicht mit dem Schweinestall aufhören und da in der Speis einen neuen Boden machen. Und dann habe ich mit der dortigen Kollegin einen Zeitraum ausgemacht und die hat das dann kontrolliert und die haben das wirklich gemacht.“³³⁸

„Oder ein noch nicht einjähriges Kind sitzt auf einem Kinderbett und statt der Matratze Maisstroh, also die Hülle von den Maiskolben. Das Kind war natürlich nicht nass, aber das war alles in dem Maisstroh drinnen und der Popo war von diesem scharfen Maisstroh zerkratzt und zerschnitten. Und da könnte ich euch Romane erzählen.“³³⁹

Im Unterschied zu in Kinderheimen untergebrachten Wiener Pflegekindern war ein regelmäßiger Kontakt, ausgenommen zur Überprüfung der Schulreife, mit PsychologInnen für in Pflegefamilien untergebrachte Kinder nicht vorgesehen. Mit Ausnahme zweier InterviewpartnerInnen, die sich an Kontakte mit PsychologInnen erinnern, zeugen auch die Kinderakten der in den 1950er bis zu Beginn der 1970er Jahre untergebrachten Pflegekinder davon.

Frau W. erzählt über regelmäßige Kontakte mit der Psychologin der KÜST:

„Und das waren so richtige psychologische Tests, sogar Rorschach, mit diesen Dings. (...) Und ich habe mich im Nachhinein immer gewundert, wie gibt's das, dass man ein Kind Jahre psychologisch testet und nicht drauf kommt, wie es dem geht.“

Auch während der Besuche nach dem Tod der Pflegeeltern habe niemand danach gefragt wie es ihr ginge. Dies bezeugen auch die Eintragungen im Kinderakt von Frau W., die vornehmlich die „Vernünftigkeit“ des Mädchens sowie klar formulierte Berufswünsche positiv hervorheben.³⁴⁰

³³⁷ Interview D., S. 3, Z 30ff

³³⁸ Interview D., S. 3, Z 37ff

³³⁹ Interview D., S. 4, Z 5ff

³⁴⁰ Kinderakt W., S. 13, Z.31

2.6.1 Auswirkungen auf die berufliche Situation

Entsprechend den differenten Bildungs- und Ausbildungschancen ehemaliger Pflegekinder weist die spätere berufliche Karriere sowie die aktuelle sozial-ökonomisch Situierung deutliche Geschlechtsunterschiede auf. Während Männer in der Regel berufliche Identität erlangten und Karriere machten, ökonomische Unabhängigkeit erlangten, blieben Frauen (zusätzlich bedingt durch Mutterschaften) am Arbeitsmarkt benachteiligt. Lebenslange finanzielle Probleme, drohende Arbeitslosigkeit und ökonomische Unsicherheit waren und sind die Folge. Ein Großteil der InterviewpartnerInnen hat heute das Pensionsalter erreicht. Doch auf Grund psychischer wie physischer Folgen waren viele InterviewpartnerInnen zu einem frühzeitigen Ausscheiden aus dem Arbeitsleben genötigt. Insbesondere ehemalige weibliche Pflegekinder leben heute am Rande des Existenzminimums und sehen sich vielfach gezwungen mit einer Invaliditätspension oder einer Mindestpension auszukommen.

Erwiesen hat sich, dass die Resilienz, also Widerstandsfähigkeit gegen psychische und physische Beeinträchtigungen oder Erkrankungen trotz sehr massiv belastender Lebensbedingungen und die Bewältigungschancen negativer Erfahrungen ehemaliger Pflegekinder stark abhängig sind von deren Zugängen zu Schulbildung, Ausbildung und folgenden beruflichen und sozialen Entwicklungsmöglichkeiten. Diese Möglichkeiten hängen wesentlich mit innerpsychischen Komponenten zusammen, da diese sowohl ein positives Selbstbild als auch die Selbstakzeptanz unterstützen.

2.6.2 Auswirkungen auf das Privatleben

Ein „glückliches Familienleben“ haben die meisten interviewten Pflegekinder nicht erlebt. Sie mussten auf eine sie fördernde, unterstützende und Sicherheit bietende Umgebung verzichten. Der Aspekt einer kompensationsfähigen Großfamilie muss hier teilweise hervorgehoben werden, da Geschwister auch als Stütze erlebt wurden.³⁴³

³⁴³ Vgl. Pauls, 2011 S.208

Aktuell ist ein Großteil der InterviewpartnerInnen verheiratet oder lebt in einer langjährigen Lebensgemeinschaft, hat eigene Kinder, heute auch Enkel. Die Beziehung zu diesen stellt einen zentralen Lebensmittelpunkt und Lebensanker dar. Dies lässt sich einerseits als Versuch innere Stabilität zu erlangen sowie als Versuch der „Wiedergutmachung“ des erfahrenen Leids verstehen sowie als Kompetenz stabile Beziehungen und Bindungen herzustellen.

In einigen Fällen wurde die eigene Erfahrung als Pflegekind wiederholt. Die überwiegend von Distanz, Kälte und Härte geprägten familiären Beziehungen verunmöglichten die Aufnahme von positiven Beziehungen. Auf Grund psychischer oder ökonomischer Ursachen, waren Frauen gezwungen, ihre Kinder in Fremdpflege unterzubringen. In Fällen erlebter massiver sexueller Gewalt gingen vor allem ehemalige weibliche Pflegekinder von wiederholt sexueller Gewalttätigkeit geprägte Beziehungen ein, aus der sie sich zwar nach langer Zeit lösen und später positive Beziehungserfahrungen machen konnten. Einigen jedoch war auf Grund der massiven Eingriffe in die psychosexuelle Entwicklung das Eingehen einer weiteren Beziehung nicht möglich.

Als zentraler Versuch der Bewältigung, der als Pflegekind gewonnenen Erfahrungen erwies sich die Strategie des Verdrängens, der Anpassung und des Schweigens. Dies erstreckte sich auch oft in die eigene, selbst gegründete Familie. Die Rechtfertigung des Geschehenen bzw. sogar die Entschuldigung der seitens der Pflegeeltern zugefügten Gewalt und der Versuch, Erklärungen dafür zu finden und folgende Entschuldigungen, stellen einen wesentlichen Zugang zur Aufrechterhaltung der seelischen Gesundheit dar.

Der Kreislauf von Verschweigen und Schweigen wurde oft jahrzehntelang fortgesetzt.³⁴⁴ Psychische Verletzungen und physische Narben sind lebenslange Folgen von Missbrauch und Gewalt: Diese Narben blieben lange Zeit nur in der „inneren Realität“ ehemaliger Pflegekinder existent.

Obwohl die heutige Auseinandersetzung für viele der ehemaligen Pflegekinder eine neuerliche psychische Belastung darstellt, kann sie jedoch auch als Versuch verstanden werden das Schweigen zu brechen.

³⁴⁴ Die Artikulierung einst als ehemaliges Pflegekind gelebter Erfahrungen scheint vielen nur in Form einer Kanalisierung einer Wut gegenüber der Institution, d.h. den zentralen Fürsorgebehörde der Gemeinde Wien möglich. Die persönlichen und schmerzhaften Enttäuschungen über den Umgang der Pflegefamilie bleiben hingegen nach wie vor schwer fass- und artikulierbar.

2.6.1 Auswirkungen auf die berufliche Situation

Entsprechend den differenten Bildungs- und Ausbildungschancen ehemaliger Pflegekinder weist die spätere berufliche Karriere sowie die aktuelle sozial-ökonomisch Situierung deutliche Geschlechtsunterschiede auf. Während Männer in der Regel berufliche Identität erlangten und Karriere machten, ökonomische Unabhängigkeit erlangten, blieben Frauen (zusätzlich bedingt durch Mutterschaften) am Arbeitsmarkt benachteiligt. Lebenslange finanzielle Probleme, drohende Arbeitslosigkeit und ökonomische Unsicherheit waren und sind die Folge. Ein Großteil der InterviewpartnerInnen hat heute das Pensionsalter erreicht. Doch auf Grund psychischer wie physischer Folgen waren viele InterviewpartnerInnen zu einem frühzeitigen Ausscheiden aus dem Arbeitsleben genötigt. Insbesondere ehemalige weibliche Pflegekinder leben heute am Rande des Existenzminimums und sehen sich vielfach gezwungen mit einer Invaliditätspension oder einer Mindestpension auszukommen.

Erwiesen hat sich, dass die Resilienz, also Widerstandsfähigkeit gegen psychische und physische Beeinträchtigungen oder Erkrankungen trotz sehr massiv belastender Lebensbedingungen und die Bewältigungschancen negativer Erfahrungen ehemaliger Pflegekinder stark abhängig sind von deren Zugängen zu Schulbildung, Ausbildung und folgenden beruflichen und sozialen Entwicklungsmöglichkeiten. Diese Möglichkeiten hängen wesentlich mit innerpsychischen Komponenten zusammen, da diese sowohl ein positives Selbstbild als auch die Selbstakzeptanz unterstützen.

2.6.2 Auswirkungen auf das Privatleben

Ein „glückliches Familienleben“ haben die meisten interviewten Pflegekinder nicht erlebt. Sie mussten auf eine sie fördernde, unterstützende und Sicherheit bietende Umgebung verzichten. Der Aspekt einer kompensationsfähigen Großfamilie muss hier teilweise hervorgehoben werden, da Geschwister auch als Stütze erlebt wurden.³⁴³

³⁴³ Vgl. Pauls, 2011 S.208

Darüber empört sich Frau W. noch heute: „Also und das ist Psychologie gewesen!“³⁴¹

Wie aus dem Kinderakt von Herrn M. ersichtlich ist, besucht er regelmäßig zur Gesprächstherapie das Institut für Erziehungshilfe. Seitens der dort zuständigen Sozialarbeiterin, zu der er, seiner Erzählung nach, ein Vertrauensverhältnis hatte, erfährt er jahrelange positive Unterstützung:

„Die war nett. Die war die Einzige. (...) Weil sie hat geglaubt, wenn sie mich vom Heim herausnimmt und dort hinein tut, dass sie mir da was Gutes tut. (...) Auch nach der Pflegefamilie hat er noch sporadisch Kontakt zu ihr, auch noch im Lehrlingsheim. Die hat mir Essen gekauft. (...) Ins Kaffeehaus ist sie mit mir gegangen.“³⁴²

2.6 Auswirkungen auf die aktuelle Lebenssituation

Ein Großteil, der von uns befragten Interviewpersonen, hat heute in unterschiedlicher Weise mit den frühen Erfahrungen bzw. Traumatisierungen als Pflegekind zu kämpfen. Es erweist sich für die Betroffenen als enormer psychischer Aufwand den unterschiedlichen negativen Erfahrungen einen Platz im Leben zu geben und diese als Elemente der Biografie zu integrieren. Verschiedenste, nicht immer als gesund zu bezeichnende, Strategien sind die Folge. Je nach dem Ausmaß negativer Erfahrungen resultieren daraus weiterhin zentrale psychische Belastungen, die sich in schweren psychischen Störungen, wie Depressionen, diversen Formen von Zwängen, wie z.B. Waschzwängen, Angst vor Verarmung, aber auch psychosomatischen Erkrankungen, Medikamentenabhängigkeit etc. manifestieren.

³⁴¹ Interview W., S. 13, Z 32

³⁴² Interview M., S. 3, Z 46ff